



Berlin, den 9. August 1902.

Löhnings Leiden.

Autroth war die Herbstsonne im Westen untergegangen und wie eine Warnung vor nahendem Unheil leuchtete der letzte Schein des scheidenden Tagessgestirnes noch vom Himmel herab. Müstigen Fußes aber schritt, ohne Sorgenfurchen im reinen, tapferen Herzen, eine hohe Männergestalt durch die Straßen der Provinzialhauptstadt Posen. Ein kräftiger Herr, der sich ungebrüht anschiebt, ins sechste Lebensjahrzehnt zu treten. Seine Mitbürger lieben ihn; denn oft muß er auf seinem Gange den Hut lästern, um freundlichem, ehrerbietigem Gruß Begegnender zu danken. Offiziere sind's, Beamte und würdige Israeliten, die in ernstem Gespräch Halt machen und mit heftiger Geberde des Wortes Wirksamkeit steigern. Und Alle grüßen den stattlichen Herrn und Jedem dankt aus treuem Auge ein leutsüßiger Blick. Auch die Kinder kennen ihn und polnische Knaben sogar ziehen die Mütze, wenn der Geheime Oberfinanzrath und Provinzialsteuereudirektor Löhnning vorübergeht. Sonst sind Steuerbeamte nicht gern gesehen; er aber hat ringsum so viel Liebe gesät, daß der Fluch des Amtes von ihm genommen ist. Froh bedenkters im Schreiten; doch ein Seufzer stiehlt sich aus der Brust: Der so viel Liebe gab, ist ein einsamer Mann und keines Weibes Zärtlichkeit schmückt ihm das Leben. Zwei Frauen hat er begraben, die Kinder sind längst herangewachsen und noch immer will des Herzens, der Sinne Trieb nicht entschlummern, noch immer sehnt der Greisende sich nach Weibes Wonne und Werth. Nicht ganz so heiter mehr tritt der gläubige Katholik in den Saal, wo seine Glaubensgenossen ein Fest feiern. Da trifft ihn der Liebe heiliger Götterstrahl, der in die Herzen schlägt und zündet. Er sieht Fräulein Coccius; und klar auf einmal fühlt

ers in sich werden: Die ist es oder keine sonst auf Erden. Der Vater des Mädchens ist Regierungsekretär, also nur Subalternbeamter; wann aber hätte ein entflammtes Herz je nach Rang und Stand der Liebsten gefragt? Regierende Fürsten und Fürstenthöhne haben Kleinbürgertöchter gefreit; und ein Rath zweiter Klasse sollte nicht um das hübsche, tugendhafte, wohlserzogene Kind eines Subalternen werden? Der Geheime Oberfinanzrath sucht die ehrenwerthe Familie öfter auf, geht, um mit dem Fräulein zu plaudern, sogar auf die Eisbahn und verlobt sich im Hornung der Erwählten. Vier Tage danach verkündet ers, „statt besonderer Anzeige“, in den Zeitungen. Außer dem Oberpräsidenten und dem Polizeichef gratuliren alle hohen Civilbeamten; die Generalität bleibt stumm. Als die Steuerbeamten vereint ihren Glückwunsch abstatten, erzählt der Vorgesetzte ihnen ausführlich und zärtlich die Geschichte seiner späten Liebe. Inzwischen hat er erfahren, daß der Vater seiner Braut früher Feldwebel war und daß die ältere Tochter dem Sohn eines Steuerrendanten vermählt ist, der unter üblen Umständen aus dem Dienst gejagt werden mußte. Die Enthüllung ist unerfreulich; für den höchsten Leiter der Provinzialsteuerverwaltung besonders die allzu nahe Verwandtschaft mit einem bemakelten Steuerbeamten. Das große, nach langem Sehnen endlich erreichte Glück aber läßt kein Verliebter sich durch solche Widrigkeit zerstören. Aergerniß wirds geben, aber der Muthige jagt nicht; und im schlimmsten Fall kann der Minister ihn ja nur in eine andere Provinz schicken, wo sichs besser lebt als im dürrn Osten. Zwar will die Sitte, daß man den Voratz zu einer Aenderung des Personenstandes vor der Ausführung der Centralbehörde meldet. Nicht jede Sitte aber ist bindendes Gesetz. Die Centralbehörde würde wahrscheinlich abmahnen; der Minister mag, wenn er vor der vollendeten Thatsache steht, seinen Entschluß fassen: entlassen, zur Disposition stellen kann er den Bräutigam nicht. Der steht mit ungebrochenem Rückgrat auf dem Boden des Rechts und sieht geruhig dem Walten des Schicksals entgegen. Auch hat die Frau des Oberlandesgerichtspräsidenten ihm und seiner Braut gesellschaftlichen Schutz zugesagt.

Die Frau eines Oberlandesgerichtspräsidenten vermag viel; doch ihre Macht endet in der Minute, wo eine Excellenz die Stimme erhebt. Zehn glückliche Tage waren seit dem Morgen verstrichen, der die Verlobungsfunde in die erwachende Stadt trug: da lag auf dem Schreibtisch des Provinzialsteuere direktors ein Diensts Schreiben, das ihm meldete, der Personaldezernent eines königlichen Ministerii der Finanzen werde ihm am nächsten Tage eine amtliche Mittheilung bringen. Er kam. Zwei Geheime Oberfinanzräthe sahen einander

ins Männerauge. Der aus Berlin hub an: „Der Minister zürnt Ihnen; erstens wegen Ihrer Verlobung, die Sie ihm nicht vor der Publikation angezeigt haben; zweitens, weil Sie ihm vor Ihnen untergebenen Beamten fast das Recht bestritten haben, Sie zur Disposition zu stellen; drittens, weil Sie vor den selben Hörern häufig die Polenpolitik der Staatsregierung getadelt haben. Er empfiehlt Ihnen, ohne Säumen die Pensionirung zu erbitten. Der Generaldirektor der direkten Steuern und ich können diesen Rath Seiner Excellenz, den wir für einen erster Klasse halten, nur unterstützen; Sie haben Vermögen, sind dann ein freier Mann und wir hoffen, Ihnen den Rothen Adler Zweiter mitgeben zu können.“ Ein Schlag aus heiterem Himmel. Der Provinzialsteuerdirektor erklärte, er behalte sich die Antwort noch vor. Am nächsten Mittag wurde er zum Oberpräsidenten gerufen. Der war nicht feierlich bureaukratisch, sondern rüchhaltlos offen; jeder Zoll ein kerndeutscher Mann. „Ihre Aeußerungen über die Polenpolitik“, sprach er, „können Ihnen nicht den Hals brechen. Aber die Verlobung macht Sie unmöglich. Segen die Persönlichkeit Ihrer Braut ist nichts einzuwenden; doch sie ist die Tochter eines früheren Unteroffiziers von den hier garnisonirenden Sechsern. Der Chef einer Provinzialverwaltung und eine Unteroffizierstochter: Das geht nicht. Der selben Meinung ist auch der Kommandirende General. Die in unseren Kreisen herrschenden Anschauungen waren Ihnen bekannt; wollten Sie ihnen nicht Rechnung tragen, dann müssen Sie eben die Folgen auf sich nehmen.“ Jetzt ist also heraus: die Verlobung, die Erklärung eines schlichten Kindes aus dem Volke gilt in Berlin als Verbrechen. Und solchem mittelalterlichen Vorurtheil sollte der Mann mit dem steifen Rückgrat weichen? Niemals! Hoch hebt er das Haupt und erklärt dem Personaldezernenten, er werde nicht seine Pensionirung erbitten. Der zieht nun andere Saiten auf. Zwei Zeugen, deren Aussage schon protokolirt ist, ein Geheimer und ein einfacher Rath aus dem Steuerressort, bekunden, der Vorgesetzte habe durch herben Tadel der ministeriellen Politik oft ihre Gefühle verletzt und sich geweigert, in seinem Machtbereich diese Politik zu fördern; auch habe er dadurch Anstoß erregt, daß er der gesammten Beamtschaft die Genesis seiner Herzensneigung erzählte und hinzusetzte, der Minister könne ihn höchstens versetzen. Dem Angeeschuldigten taucht nah vor des Geistes Auge die Klippe eines Disziplinarverfahrens auf; und in der Brust schwindet des Muthes Spannkraft. Der Rath zweiter Klasse geht nach Hause und schreibt an den Minister Freiherrn von Rheinbaben. Er bittet, die Unterlassung der Anzeige zu verzeihen, da nur Vergesslichkeit sie verschuldet habe. Seine Braut sei ein hochgebildetes Mäd-

chen von vornehmem Aeußeren, er selbst ein loyaler Beamter. Er stelle seine Verletzung in eine Westprovinz anheim und werde dankbar sein, wenn der Minister ihm eine Audienz gewähre. Die Antwort bringt ein an den Oberpräsidenten gerichteter Ministerialerlaß. Der Minister läßt den Entschuldigungsversuch nicht gelten. Schon durch die Aeußerung, er könne nur versetzt, nicht entamtet werden, habe der Provinzialsteuerektor bewiesen, daß er die Folgen seines Thuns klar voraus sah. Nicht aus Vergesslichkeit, sondern in bestimmter Absicht sei die Verlobungsanzeige unterlassen worden. Damit aber habe Vöhning sich einer Verletzung der Amtspflicht schuldig gemacht. Auch könne die Centralinstanz ihm, nach seinem harten Tadel der von der Regierung Seiner Majestät vertretenen Politik, kein Vertrauen mehr schenken, ihn also auch nicht für eine andere seinem Rang entsprechende Stelle vorschlagen, sondern ihn nur auffordern, seine Pensionirung zu beantragen. Bitterer Groll stieg in dem braven, mißhandelten Mann auf. Aber die Hand zitterte nicht, als er seinen Namen unter den protokolirten Antrag schrieb, ihn am ersten Juli zu pensioniren. Dann schritt er, mit dem Ring am Finger, heimwärts . . . Nun wußte er, warum an dem Abend, der ihm sein Herbstglück bescherte, die Sonne so Unheil kündend gen Westen verschwunden war.

Das ist der neue Roman, der an allen Stammtischen, in allen Bürgerwohnstuben acht Tage lang deutsche Herzen in zornigem Schmerz beben ließ. Herr Vöhning hat ihn selbst erzählt: in einer nur für seine Freunde bestimmten Schrift, die aber — der Provinzialsteuerektor a. D. muß recht unzuverlässige Freunde haben — zwei demokratischen Zeitungen der Reichshauptstadt zugeschiedt worden ist. Darin hat der Pensionirte sich selbst bescheinigt, daß er sich „allgemeinen Ansehens und der Verehrung und Liebe der ihm unterstellten Beamtschaft erfreute“, freilich aber auch, daß er „durch Intrigue und verächtliche Angeberei“ — mindestens eines der ihm unterstellten Beamten — aus dem Dienst gebracht worden sei. Die umständliche und beweislose Schilderung dieser Intrigue brauchte hier nicht wiederholt zu werden; auch ohne den traktre, der seit der Zeit Surs und der Mühlbach nachgerade doch aus der Mode kam, ist Alles vorhanden, was die Einfalt von einem spannenden Roman begehrt: Liebe und Kabale, ein edles Herz und ein starres Standesvorurtheil, ein treuer, aufrechter Bürger und ein harter, Böses sinnender Minister; und im Hintergrund gar ein wackerer Feldwebel und zwei hochmüthige Junker: der Oberpräsident und der Kommandirende General. Dennoch hätte die Geschichte als Roman keinen Erfolg gehabt. Ein pfliffiger Verleger hätte sie abgelschnt und gesagt: „Ganz schön; aber Ihr Held

ist nicht sympathisch. Erstens macht unser Publikum sich nichts aus alten Herren, die ein junges Mädchen älteren Kindern als dritte Mutter ins Haus bringen. Zweitens wird ein so hoher Beamter komisch, wenn er seiner Trauten aufs Eis nachklettert und Untergebenen von seiner Liebe vorplaudert. Drittens muß er wissen, daß ein Rath zweiter Klasse nicht die Tochter eines Unteroffiziers aus der selben Stadt heirathen kann. Viertens mußte er, wenn er's trotzdem that, wenigstens standhaft bleiben und sich nicht durch die Androhung eines Disziplinarverfahrens ins Bodshorn jagen lassen. Und fünftens ist der Stoff überhaupt schon zu abgetragen. „Auch von den Zeitungen, denen die Sensation jetzt kostenlos über kalte Hundstage hinweghelf, hätte keine den Roman angenommen. „Zu alt; nicht interessant und modern genug für unseren verwöhnten Abonnentenkreis.“ Wenn die selben Redakteure, die sicher so zu dem Autor gesprochen hätten, nun Lärm schlagen, als sei Ungeheures, Unerhörtes geschehen, und wenn dieser Lärm wirklich Widerhall zu wecken vermochte, so ist damit zunächst nur die uralte Erfahrung bestätigt, daß wir zwei völlig verschiedene Moralen haben, eine für Literatur und Theater, eine andere fürs Alltagsleben, und daß im lieben Deutschland der Nachbar noch immer nicht weiß, was der Nachbar denkt und thut, der im Erdgeschos Wohnende nicht, wie zwei Treppen höher, beim Herrn Geheimrath oder Ministerialdirektor, gestrebt, getrachtet, geurtheilt wird.

Wer der hier versuchten Darstellung, die nicht ganz aus dem zur Sache gehörenden Melodramenton fallen durfte, zugehört hat, wird über das Handeln des Herrn Eöhning schon im Innern das Urtheil gesprochen haben. Im Alter, meinte Goethe, erstaunt man nicht mehr. Der fast sechzigjährige Provinzialsteuerdirektor fällt aus einem Staunen ins andere. Er kennt den Erlaß seines Königs, der sagt, die im Dienstleid beschworene Pflicht disziplinarisch abgehbarer Beamten fordere die Vertretung der königlichen Politik; aber er wundert sich, wenn ihm, dem Verwaltungschef in einer national gefährdeten Provinz, verdacht wird, daß er die Politik der Regierung vor ihm Untergebenen falsch und unheilvoll nennt. Er ist im Altentstaub preußischer Dienstpragmatik ergraut und sieht, als eine Spitze der Gesellschaft, mit den hohen Militärbehörden in engstem Verkehr; aber er staunt, da die Excellenzen über seine Verlobung die Köpfe schütteln und die Lieutenants über die Nöthigung spotten, das Haupt vor einer Geheimen Oberfinanzrätthin zu neigen, deren Vater in ihrem Regiment Unteroffizier war und deren oller Schwiegeronkel als Subalterner faule Sachen gemacht hat. Und Herr Eöhning ist ein schwacher Mann, kein heldischer Kämpfer ums Recht. Er fühlt, daß er in seiner Stell-

ung nicht bleiben kann; doch statt den von der Amtspflicht gewiesenen Weg zu gehen und, wie gerade sein besonderer Fall heischte, offen zu reden, schweigt er und hofft, der vor die vollbrachte That gestellte Minister werde ihm in behaglichere Lebensverhältnisse helfen. Als die Hoffnung trägt, stammelt er Worte, die ihn entschulden sollen, aber nicht können, und erbittet schließlich selbst den Abschied, statt die Dinge an sich kommen und das zuständige Gericht entscheiden zu lassen. Das ist menschlich, — gewiß; aber *volenti non fit injuria*; und wer so schwach, so innerlich haltlos ist, soll nicht vom gehabten Pfad der Korrekten abbiegen. Und nachdem er in die Maßregel gewilligt, sie selbst erbeten hat, die ihm doch die schwerste Verletzung seiner Rechte schien, geht er hin und verbreitet — im günstigsten Fall durch Fahrlässigkeit — die Interna der Behörde, der er gestern noch vorstand, sucht der Regierung und insbesondere seinem Ressortchef das Vertrauen, die Achtung der Bürger zu entziehen, bereitet, als deutscher Beamter, den Polen ein unerhofftes Vergnügen und bringt sogar Privatgespräche in der Leute Mund. Er hatte die Wahl: rücksichtslos, mit allen ehrlichen Waffen kämpfender Widerstand gegen den Eingriff, der ihn Unrecht dünkt, oder stumme Ergebung ins Unvermeidliche. In dem Augenblick, wo er, um einem Disziplinarverfahren auszuweichen, den Abschied erbat, hatte er seinen Rechtsanspruch verwirkt und war an die Amtspflicht zur Verschwiegenheit gebunden.

Ist nun, was die Regierung gethan hat, wirklich so unerhört? Auch ihre Freunde müssen einräumen, daß sie unklug gehandelt hat, ungeschickt, ohne Kenntniß der Person, ohne den Muth des Starken, der einen ihm lästigen von vorn packt und aus dem Wege wirft. Denn lästig war ihr der Provinzialsteuerdirektor wohl schon lange. Ein Mann, der nicht auf straffe Disziplin hält und die Untergebenen gegen die berliner Politik aufreizt. Aber er ist Katholik und streng kirchlich gesinnt; wird er abgesetzt, dann zetert das Centrum: Unter dem Vorwande der Germanisirung treibt Ihr, wie wir längst sagten, die Geschäfte des Protestantismus! Das muß vermieden werden. Jetzt aber will der unbequeme Herr sich aus einer seinem Stand nicht gemäßen Familie die dritte Frau holen und meldet diese Absicht nicht dem Minister: jetzt ist der psychologische Moment, ihn erst müßig zu machen und dann abzuschütteln, ohne daß die schwarze Schaar rufen kann: Die deutschen Katholiken, die Ihr zu stärken verspricht, werden nicht minder als die polnischen von Euch bedrängt. Leider war die Psychologie der Herren von Rheinbaben und von Bitter recht dürftig, recht im Stil eines Regellklubvorstandes, der ein störriges Mitglied geräuschlos ausschließen möchte, und ein Bismarck würde sie höflich

ersuchen, einstweilen auf weniger sichtbarem Posten die unentbehrlichen Vorbedingungen politischen Handelns erkennen zu lernen. Unerhört, unerhört soll nach dem Urtheil der Empörten ja aber nicht die Mißwahl der Mittel sein, der Mangel an Augenmaß, sondern die Rückständigkeit einer Kaste, die dem Rath zweiter Klasse verbieten will, als Gattin die Tochter eines Feldwebels heimzuführen. Das ist das Neue, das nie Erlebte an diesem Fall; und deshalb mußte er das Gemüth jedes Bürgers bis in die Tiefe bewegen.

Wo die Leute, die Solches den Hundstagschreibern nachschwähen, wohl aufgewachsen sein mögen? Frau von Staël war in Preußen kaum warm geworden, als sie schon schrieb: *On sent en Prusse toujours les deux nations qui en composent mal une seule: l'armée et l'état civil. Les préjugés nobiliaires subsistent à côté des principes libéraux les plus prononcés.* Das war ums Jahr 1810; und so ist's bis heute geblieben. Der Rechtsbegriff der Ebenbürtigkeit ist rein germanischen Ursprungs und stammt aus der ersten Zeit scharferer Ständescheidung. Von dem hohen Adel, der dem *disparagium*, der *Mesalliance* bestimmte Wirkungen auf Besitz und Titel der in solcher Ehe gezeugten Kinder zuerkannte, ist er auf den Offizierstand, den Erbhüter alter Ritterlehre, übergegangen; und jeder Schuljunge weiß in Berlin und in Posen jezt, daß der Soldat, der gemeine wie der im Rang höchste, zur Heirath eine Erlaubniß braucht, einen Konsens, der nur gewährt wird, wenn Person, Familie, Vermögen der Braut dem Anspruch der Behörde genügen. In Preußen gehören die meisten Beamten dem Heeresverband an; und die ihm nicht angehörenden sind doch zu ihm in ein Verhältniß getreten, das die Biologie Symbiose nennt. Wie der Einsiedlerkrebß die auf seinem Schalenhaus angesiedelten Secrosen, deren Nesselorgane ihn vor Verfolgern schützen, mit Nahrung versorgt und auf seinen Umzügen mitnimmt, so gönnt in Preußen der Kriegeradel Allen, die sich in sein Schneckenhaus drängen, das privilegirende Ehrenrecht seiner besonderen Standesjitte und erwartet als Entgelt von den Gästen Schutz gegen die von unten her Tinte spritzenden Sepien. Und die Menge der Nachdrängenden wird nicht etwa kleiner, — nein: größer von Jahr zu Jahr. In einer morschen Zeit, die nicht den Muth zu einer ihrem Telos angepaßten Moral hat und sich nicht entschließen kann, den Rücken von alter Leichenlast zu befreien, muß die einzige Kaste, die noch das Eisenband fester Grundsätze zusammenschmiedet, schwächliche Geister anlocken. Auch der Sohn des jüdischen Wucherers will über einer Duellnarbe den Helm des Reserveoffiziers tragen; auch der Barvenu rümpft über *Disparagien* die Nase. Keiner will weniger wählerisch sein, Keiner

geringer geachtet werden als die „Edelsten und Besten“, als der Offizier, der nur einen seinem Stand gemäßen Ehebund knüpfen darf. Vorurtheil? Mag sein; trotzdem mit dem ältesten Ritterbürtigen der modernste Hygieniker — der ja auch den Begriff der Erbsünde aus den theologischen Moralhüllen geschält hat — in der Hoffnung übereinstimmt, auf gute Ahnen werde ein gutes Enkelgeschlecht folgen. Doch richtige Schätzung vererbbarer Werthe oder thörichter Dünkel: die dünne Schicht, die sich selbst stolz die Gesellschaft heißt, beherrscht mit der Kraft eines Sittengesetzes; und sie nicht allein. Wenn der Sohn des Vorstadtbäckermeisters einem Dienstmädchen den Ring an den schwieligen Finger steckt, stößt der Vater ihn aus dem Haus. Wenn das Kind eines frommen Juden einem Christen in die Ehe folgt, schleppt sie den Fluch der Eltern mit sich. Und wenn der liberale Direktor einer großen Bank hört, sein Prokurist habe sich der Tochter des im selben Haus dienenden Portiers verlobt, wird er ihm sagen: Ihre Wahl ist natürlich frei, Ihre Leistung genügt mir, aber ich muß Sie in eine Filiale schicken. Und da wagt man, von einem ungeheuren Ereigniß zu reden, weil in Posen, wo jeder Titelträger sich für den Nabel der Welt hält, die Geheimen und Wirklichen Geheimen Obermandarinen die Köpfe zu schütteln begannen, als das Haupt einer Provinzialverwaltung die Absicht kündete, der Schwiegersohn eines Feldwebels zu werden? Das Gerede, der Feldwebel sei der Kamerad des Offiziers, klingt ja gut, wird von unbestreitbaren Thatsachen aber überschrien. Der Feldwebel ist Unteroffizier, hat vor dem jüngsten Lieutenant die Hacken zusammenzunehmen und nicht mit der Wimper zu zucken, wenn er im rüdesten Stallton getüffelt wird. Sein Kamerad sitzt in der letzten Schreibstube des Provinzialsteuerdirektors, der nun sein Eidam ist und an dessen Tafel im Schmuck der Goldbligen und Ordenssterne die Herren schmausen, die den Vater der Hausfrau auf dem Kasernenhof angeschnauzt haben, daß ihm die Schläfe brannte... Für so verschiedene Symbionten ist in dem engen Muschelhäuschen einer Provinzialhauptstadt kein Raum. Und wer den Schutz der Muschelschale genießen will, muß sich in der Enge einrichten; wer für Lebenszeit eine Pfründe begehrt, hat sich der Sagung des Präbendenpatrones zu fügen.

Und dennoch der Lärm, dennoch neben geheucheltem und kindischem Grimm ehrlich tobender Manneszorn. Kracht auch da, wo es fest auf Felsstein zu ruhen schien, das alte Preußen schon in den Fugen?.. Kehrt der Widerhall des posener Romans, daß Preußens Staatseinrichtungen nicht mehr dem Bedürfniß entwurzelter Borussen entsprechen, dann ist das Unheil nah, dessen blutrothes Warnzeichen Löhning vom nachtenden Himmel herableuchten sah.

Deutschland und die Schweiz.

In Deutschland hat es einiges Aufsehen gemacht, daß eine in Nürnberg gehaltene Rede, worin ich die deutsche Schweiz eine „deutsche Provinz in geistiger Beziehung, aber freilich mit sehr bedeutenden Reservatrechten“ nannte, beanstandet und angegriffen werden konnte. Der Herausgeber der „Zukunft“ hat mich aufgefordert, den Gegenstand dieser Rede hier eingehender zu behandeln. Ich folge dieser Einladung gern, weil ich hoffe, damit zur Beseitigung von Mißverständnissen beitragen zu können, denen meine Rede bei meinen Landsleuten und die Haltung meiner Landsleute wiederum bei den reichsdeutschen Nachbarn ausgesetzt war.*)

Es mag sein, daß zunächst die welschen Schweizer, von denen der Sturm gegen meine Rede ausging, den Ausdruck *province* in seiner bildlichen Bedeutung nicht verstanden, im Sinn einer politischen Abhängigkeit und kulturellen Minderwerthigkeit mißverstanden haben. Auch war in den ersten Zeitungsberichten schließlich von der Schweiz, statt von der deutschen Schweiz die Rede. Bei allen Schweizern aber, die sich über meine Worte aufgehalten haben, hat es sicher an der genauen Unterscheidung zwischen dem Geistesleben einer sprachlichen Gemeinschaft und dem politischen Leben eines Staates und Volkes gefehlt.

Die sprachliche Gemeinschaft ist nach deutschem Sprachgebrauch auch nationale Gemeinschaft; denn eine Nation ist in deutschem Munde — hier halten wir, nicht die Franzosen, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *natio* fest — eine Geschlechts- oder Stammesgemeinschaft, eine Gesamtheit von Völkerschaften gleicher Abstammung und, was ja fast immer damit zusammenfällt, gleicher Sprache. Wir sprechen also im Deutschen nicht nur, zum Beispiel, von einer französischen Nation und Nationalität, denen der geographische und politische Begriff „Frankreich“ im Wesentlichen entspricht, sondern auch von einer polnischen und litauischen, einer jüdischen und keltischen Nation und Nationalität, obwohl es eine entsprechende staatliche Gemeinschaft, etwa ein einheitliches polnisches oder keltisches Volk, längst nicht mehr giebt oder nie gegeben hat. Anders im französischen Sprachgebrauch, wo in Folge des frühen politischen Zusammenschlusses aller Franzosen der Begriff der Nation mit dem des Volkes als des Staatsganzen zusammenfällt. Wir Schweizer nun sind — Das habe ich schon vor Jahren öffentlich gesagt —

*) Ausführlicher und mit Belegen geschieht Das in meiner Schrift „Die Schweiz eine deutsche Provinz. Meine nürnbergische Rede und ihre Folgen. Ein Bekenntniß und eine Abrechnung“, die Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung in diesen Tagen ausgeben wird.

zwar eine Nation, aber keine Nation; wir sind ein Volk, gebildet aus mindestens drei Nationalitäten: aus Deutschen und drei- oder viererlei Romanen: Franzosen, und zwar Nord- und Südfranzosen, Italienern, Rätromanen, deren Sürseleisch und Ladin wiederum zwei verschiedene Schriftsprachen sind. Es ist daher — nicht nur sprachlich, sondern auch begrifflich — undeutlich und lediglich eine Konzeption an den welschen Sprachgebrauch, wenn wir seit 1848 neben dem Ständerath, dem Rath der zweiundzwanzig Stände, einen „Nationalrath“ als Vertreter des Schweizervolkes nach der Seelenzahl haben. Auch eine christkatholische „Nationalkirche“ und ihr „Nationalbischof“ sind in der Schweiz von sehr zweifelhafter Berechtigung; und was man unter einer „Nationalliteratur“ der deutschen Schweiz zu verstehen hat, habe ich nie zu ergründen vermocht, obgleich ich seit bald dreißig Jahren darin figurire. Diese Benennungen würden wohl ungefähr so begründet sein wie das „Große nationale Velorennen Romanschhorn-Genf“, von dem man jetzt bei uns liest.

Der „Nation“ nach sind also wir Schweizer zum Theil — und zwar zum überwiegenden — Deutsche, zum Theil Romanen — und wiederum vorwiegend Franzosen —; und wenigstens uns Deutsch-Schweizern kann das Recht, uns zur deutschen Nation zu rechnen, nur Unverstand und Unbildung streitig machen. Das Recht und die Pflichten eines Volkes, das verschiedene Nationalitäten vereinigt, sollen eben so unbestritten bleiben; der „Nation“ nach ist Deutscher, wer in Goethes Sprache denkt und schreibt, eben so wie Romane, Franzose oder Italiener. Der ist, der bei Victor Hugo, bei Dante seine Muttersprache, seine Denkart wiederfindet. Unsere welschen Mitschweizer greifen ja doch, wenn sie einen geprägten Ausdruck suchen oder eine allgemeine Wahrheit eindrücklich aussprechen wollen, ganz wie wir, in den Sprichwörter- und Citatenschatz der großen Sprachgemeinschaft, der sie angehören; und je höher gebildet sie sind, desto mehr und desto Eigenthümlicheres und Entlegeneres steht ihnen davon zu Gebote. Doch auch wer nur sagt: „Je suis“ oder: „Io sono“, vertritt damit die Kultur und Denkart der Rasse, die in Rom einst „ego sum“ sagte und später diese Worte nach unterschiedlichen Lautbildungs- und Analogiegesetzen umformte, während unser „ich bin“ eine ganz abweichende lautliche und formale Entwicklung zum Theil anderer indogermanischer Wurzeln vorführt. Den aber, der „ich bin“ sagt, werden wir, mag unsere Kenntniß fremder Sprachen noch so groß und unsere eigene mundartliche Aussprache noch so sehr von der seinen verschieden sein, immer besser verstehen als Einen, der sein Dasein mit „je suis“ kundgiebt; Goethes Faust und ein Lied von Mörike wird uns immer verständlicher sein als entsprechende Geisteswerke französischer und italienischer Zunge. Diese seelische Verwandtschaft, wie sie sich in der gemeinsamen Sprache und Literatur zeigt und durch sie gebildet hat, ist ein viel stärkeres Rassenmerkmal als die durch

mannichfache Mischung und Kreuzung verwischte Verschiedenheit von Augen- und Haarfarbe und trennt uns deutsche und welsche Schweizer viel schärfer, als uns die Verwandtschaft gemeinsamen Helvetier- oder am Ende gar Pfahlbauerblutes verbinden würde, von der man neuerdings bei uns gesprochen hat und die sich mindestens auf das ursprünglich keltische Süddeutschland mit erstrecken müßte.

Wenn Mensch zu sein und der Mensch zu werden, der zu sein man von der Natur bestimmt war, die höchste Aufgabe des Menschen ist, so wird das Ideal in normalen Verhältnissen für den Einzelnen doch immer der national bestimmte Mensch sein, weil er diesen allein völlig verstehen kann. Da ich als deutscher Mensch geboren bin, werde ich das Ideal des Menschen im deutschen Menschen sehen, nicht im romanischen oder angelsächsischen oder semitischen oder slavischen oder japanischen Menschen, so sehr ich mir Mühe gebe, das Gute und Treffliche auch an diesen Menschenarten zu sehen. Wir stehen also Goethe und Kepler über Voltaire und Newton, Bach und Beethoven über Palestrina und Rossini, Luther über Loyola, Dürer über Hokusai; und Dante und Shakespeare und Raffael verehere ich als glückliche Erzeugnisse des Zusammentreffens von Genius und entsprechender Umgebung, wie es uns Deutschen nur zufällig nicht gegönnt war. Innerhalb dieser großen und reichen deutschen Geisteswelt nun bin ich als deutscher Schweizer geboren. Ich bin nicht so entartet, daß ich mich nicht innerhalb der deutschen Nation als deutschen Schweizer und als Schweizer überhaupt fühlte. Im Rahmen dieser engeren Gemeinschaft sind mir wiederum alle Erscheinungen verständlicher, vertrauter, meinem Gesamtideal einer menschlichen Gesellschaft näher als irgendwo draußen. Ein Zwingli, ein Rousseau, ein Jeremias Gotthelf stehen mir näher und interessieren mich mehr als ein Luther, ein Voltaire, ein Immermann, nicht nur, weil sie in erster Linie für uns gearbeitet haben, sondern namentlich, weil ich sie besser verstehe und weil ich unsere Verhältnisse, in denen auch sie lebten, besser kenne und aus Gewohnheit und Dankbarkeit liebe. Und wenn ich keinen schweizerischen Albrecht Dürer oder Franz Schubert zu nennen weiß und keine münchener Staatsbibliothek, keine dresdener Galerie und keinen kölnner Dom in der Schweiz finde, wenn ich vielleicht in einer Stadt ohne Theater lebe und im Winter höchstens zwei Beethoven-Symphonien höre: nun, so halte ich mich eben an Das, was wir haben, und daneben an andere Quellen der Erhebung und Erbauung: an unsere schöne Natur und an den Reichthum unseres Volkslebens; ich tröste mich mit der größeren Freiheit, zu thun und zu lassen, zu lehren und zu bekämpfen, was mir gefällt und nicht gefällt; ich hoffe dabei auf eine allmähliche Wendung zum Besseren auch bei uns und arbeite zu meinem Theil daran, daß sie komme. Und wenn die Hoffnung und die Arbeitskraft versagen will? Nun,

dann gehe ich eben, so oft Zeit und Mittel es erlauben, hinaus zu meinen deutschen Stammesgenossen und sehe und höre, was sie seit Jahrhunderten Schönes und Gutes gemacht haben und noch machen, und komme zurück, um auch bei uns das Beste und Schönste von dem Guten und Schönen nachmachen zu helfen, und finde, daß denn doch auch bei uns allerlei Gutes und Schönes wächst, das man draußen zeigen darf und vielleicht auch einmal draußen nachzumachen versuchen wird.

Und da wären wir ja glücklich wieder bei der „deutschen Provinz in geistiger Beziehung“ angelangt, von der zu sprechen man uns verbieten will, weil die „empfindliche schweizerische Volksseele“ dadurch verletzt werde, wie im „Bund“ die schöne Seele klagt, die so tiefe Blicke in unsere eigene arme Seele gethan hat. Wenn die schweizerische Volksseele gegen eine Wahrheit, die wir erkannt zu haben glauben, empfindlich ist, dann haben wir die Pflicht, diese Wahrheit so lange zu wiederholen, bis die Volksseele dagegen nicht mehr empfindlich ist. Eine solche Wahrheit aber ist, daß die großen geistigen Aufgaben der Zeit nur gefördert werden durch das Zusammenwirken großer geistiger Kulturgebiete und vor Allem der sprachlich und national zusammengehörigen Gebiete, innerhalb deren die verschiedenen geistigen Provinzen, unter verschiedenen Bedingungen stehend und mit verschiedenen Gaben ausgestattet, einander anregen und befruchten müssen. Und so ist es auch mit der „deutschen Provinz“ Schweiz von je her gewesen.

Von den ersten Jahrhunderten der Geschichte unseres Landes könnten wir zwar ganz absehen, weil es da noch keine Schweiz gab und wir unwidersprochen eine deutsche Provinz waren, mitunter auch wohl eine burgundische, savoyische oder mailändische, daneben auf kirchlichem Gebiete eine römische Provinz. In dieser römischen Provinz machten sich freilich damals schon „Reservatrechte“ geistlicher und weltlicher Herren und freier Gemeinden mit wechselndem Erfolg geltend; und in unserer deutschen Provinz waren die Mönche von Saint Gallen und die schweizerischen Minnesänger auch für das Reich tonangebend. Aber mit den ersten Schweizerbünden von 1291 und 1315 haben wir doch wohl unser eigenes Volksthum errungen und uns aus den Banden unseres provinziellen Daseins befreit? Staatlich: ja, insofern sich ein kleiner Teil der heutigen Schweiz von dem aargauischen Herrscher-geschlecht der Habsburger (nach der Sage auch von dem späteren aargauischen Rittergeschlecht der Gessler) freigemacht hat; geistig durchaus nicht. Die Eidgenossenschaft blieb bis zur Erwerbung der ennetbirgischen Vogteien und des Waadtlandes ein rein deutsches Land, das an der Literatur und Kunst des Deutschen Reiches seinen bescheidenen Theil hatte, das die Bewegungen der Mystik und der Reformation von dort aus empfing, das seine Baumeister aus Straßburg, Ulm und Rottweil bezog und seine Maler und Glasmaler

wie seine Gelehrten und Prediger ins Reich hinauswandte, seine reformirte Bekenntniß auch über einen großen Theil Deutschlands ausbreitete. Aber auch politisch war die Trennung vom Reich trotz Schwabenkrieg und Landsknechtspott so wenig vollzogen, daß die sämmtlichen eidgenössischen Orte bis zum Westfälischen Frieden — zum Theil noch viel länger — die Zeichen ihrer Staatshoheit, die Wappen über ihren Thoren und die farbigen Schilde in ihren Rathausfenstern, ausnahmslos unter den Reichsadler und die Kaiserkrone stellten und sich damit wenigstens grundsätzlich oder ideell als einen Theil des römisch-deutschen Reiches bezeichneten. Als Exulanten des Reiches hatten die alten Eidgenossen ja auch den Aargau erworben; antifranzösische, durch die deutsche Reformation genährte Neigungen führten ihr das Waadtland, Genf, Neuenburg zu. Seitdem entfremdeten allerdings politische Interessen unseren Staatenbund mehr und mehr dem machtlos gewordenen Reich und seiner sich ausbildenden Fürstentherrschaft und drängten zu Bündnissen mit Frankreich; aber der geistige Zusammenhang mit Deutschland war im siebzehnten Jahrhundert immer noch so stark, daß damals erst die Sprache Luthers (das Hochdeutsche), dem die Niederdeutschen in Holland und Flanland zu ihrem Schaden ihre staatliche Selbständigkeit als Schlagbaum entgegenstellten, in unsere Kanzleien und Gelehrtenstuben Eingang fand. Durch diese Annahme einer fremden, mitteldeutschen Sprache für den Schriftgebrauch haben wir uns dem großen Gebiet der neuen deutschen Literatur endgiltig angeschlossen, wie es schon seit Jahrhunderten die jetzige französische Schweiz gegenüber der französischen Sprache und Nationalliteratur gethan hatte, der sie einen Bonivard und Rousseau schenkte.

Diese Eroberung, die der deutsche Geist in einer Zeit tiefster politischer Erniedrigung machte, die Unterwerfung eines staatlich und bisher auch sprachlich selbständigen deutschen Gebietes unter eine im Nordosten Deutschlands aufgekommene gemeinsame Schriftsprache, ist für unser Geistesleben entscheidend geworden und geblieben. Freilich nicht so — und zum Glück nicht so —, daß wir nun überhaupt in geistiger Beziehung die Unterworfenen oder auch nur einseitig Empfangenden und Abhängigen wurden: die deutsche Literaturgeschichte weiß wohl und hat es immer laut anerkannt, was sie und was die deutsche Sprache einem Haller, Bodmer und Breitinger verdankt und was Klopstock, Wieland und Goethe der Schweiz verdanken. Und auch als die Schweiz vor hundert Jahren ein einheitliches Staatswesen von gemischtem sprachlichen Charakter ward, indem sie die bisherigen welschen Unterthanen und Verbündeten als gleichberechtigte Eidgenossen aufnahm, blieb für den weit überwiegenden deutschen Theil die geistige Verbindung mit Deutschland bestehen. Ein Salis, ein Johannes Müller, ein Pestalozzi, ein Ischoffte waren eben so gute Schweizer wie gute Deutsche und in ganz Deutschland

gefeierte Schriftsteller; und Jeremias Gotthelf ist in der Schweiz erst bekannt geworden, nachdem ihn Deutschland entdeckt hatte. Was dann in unseren Tagen Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer der deutschen Literatur waren und was ihnen Deutschland war: Das ist gerade jetzt wieder den Schwärmern für eine schweizerische Nationalkultur und Nationalliteratur nachdrücklich genug ins Gedächtniß gerufen werden. Ich will hier nur daran erinnern, daß Keller als zürcher Staatschreiber 1872 in einem Trinkspruch sagte: „Wenn einmal die Deutschen unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandtheile zu ertragen vermag, dürfte die Zeit kommen, in der auch die Schweizer wieder zu Kaiser und Reich zurückkehren könnten.“ In der sich anschließenden Preßfehde erklärte Keller schriftlich als seine wirkliche Meinung: es komme vielleicht eine Zeit, „wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, die den Schweizern nothwendig seien, und dann sei deren Rückkehr wohl denkbar.“ Er habe, fügte er hinzu, an die Möglichkeit „größerer Volksrepubliken“ innerhalb des erweiterten Deutschen Reiches gedacht. Besonders, wenn die Schweiz unter der neuen Bundesverfassung sich noch weiter zum Einheitsstaat entwickeln sollte, würde sie ihre Kraft und ihr altes Wesen als Bundesstaat wieder gewinnen, indem sie „im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältniß treten würde“ . . . „Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Untertommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegentheil von Alledem herrscht!“ Kellers Rede wirbelte um so mehr Staub auf, als in einem sich anschließenden Trinkspruch Gottfried Kinkel Anlaß nahm, gegen eine gewaltsame Annexion der Schweiz zu protestiren, der er selbst mit der Büchse in der Hand Widerstand leisten würde. Keller mußte in dem nachfolgenden Preßfeldzug sogar (nach Büchold) „das alberne Wort: Vaterlandsverräter“ hören und ein kränkelndes Schreiben der in Leipzig studirenden Schweizer einstecken. Er ist trotzdem doch — nicht nur Staatschreiber, sondern — Gottfried Keller und der Dichter des „Jähnleins der sieben Aufrechten“ und von „O mein Heimathland“ geblieben. Sein Trinkspruch und dessen nachträgliche Erläuterung betrifft aber schon nicht mehr bloß das geistige, sondern auch — und zwar in sehr weitgehender Weise — ein mögliches staatliches Zusammengehen der Schweiz mit Deutschland. Auch über diese Seite der Frage möchte ich vom Standpunkt unserer Zeit aus noch sprechen. Ist die deutsche Schweiz nach Abstammung, Geschichte und kultureller Entwicklung zweifellos eine geistige Provinz deutscher Nation: wie verhält sich dann das Schweizervolk als Ganzes zum deutschen Volk in staatlicher Beziehung?

So lange die kleinen verbündeten Volksrepubliken der deutschen Schweiz

mit ihren welschen Unterthanenländern und Bundesgenossen neben dem alten Deutschen Reich und Deutschen Bund mit seinen ungezählten Fürstenthümern, geistlichen und weltlichen Herrschaften und freien Städten standen, war auf reichsdeutscher Seite ein Anlaß, die politische Daseinsberechtigung der Schweiz in Frage zu stellen, eben so wenig wie etwa gegenüber Holland gegeben. Die deutsche Schweiz hatte in ihren Landsgemeinden und Bürgerrepubliken die uralte germanische Volksfreiheit nur noch folgerichtiger entwickelt als, zum Beispiel, die freien Städte des Deutschen Bundes und sie bis zur tatsächlichen Lösung aus dem gelockerten Reichsverband weiter geführt. Seit der Entstehung des neuen Deutschen Reiches mit seiner viel stärkeren Betonung der staatlichen Einheit und deren persönlicher Spitze sind zwar die Stimmen der Vorkämpfer, die schon 1814 und 1848 riefen „Das ganze Deutschland soll es sein!“ in der Öffentlichkeit beinahe verstummt und hallen nur in den gelegentlichen Aeußerungen der alldeutschen Verbände weiter; aber das Reich selbst ist durch sein Dasein und durch den Gegensatz zu dem national geeinten Frankreich für die Phantasie der Nachbarländer mit zum Theil deutscher Bevölkerung ein lebendiger Protest gegen den Sonderbestand eines deutschen Oesterreichs oder einer deutschen Schweiz. Mein Vaterland wiederum hat unter diesen Einflüssen seinen mehrsprachigen Föderationscharakter entschieden hervorgekehrt; besonders die welschen Minderheiten halten eifersüchtig auf ihre Gleichberechtigung im Bunde. Das wird ihnen Niemand verdenken, am Allerwenigsten, wer die intellektuelle Entwicklung eines Volkes höher stellt als die politische, die nur das Mittel zu jener sein darf, und wer deshalb auch den Anschluß an die Kultur der stammverwandten Nation hochhält. Aber diese berechtigte Eifersucht der sprachlich verschiedenen Landestheile darf nicht zum Sprachenstreit werden, wie er in Oesterreich tobt und jüngst bei uns durch die Empfindlichkeit der Welschen beinahe entfacht worden wäre; und auf der anderen Seite muß ein Staat mit mehrsprachiger Bevölkerung die Berechtigung seines Daseins und die Kraft der ihn zusammenhaltenden Ideen fortwährend zu beweisen vermögen. Das dürfte, im Gegensatz zu Oesterreich, der Schweiz durchaus nicht schwer fallen.

Die Schweiz ist nicht nur vermöge ihrer verbürgten Neutralität der „Pufferstaat“ zwischen den Großmächten Europas und dadurch, wie durch ihre unter Umständen zu fürchtende militärische Tüchtigkeit, eine Art Gewähr des Weltfriedens; sie ist nicht nur, dank ihrer Lage, ihrer Neutralität und ihrer Mehrsprachigkeit, der Sitz der internationalen Vereinigungen für wichtige Kulturfortschritte — Förderung des Post- und Verkehrswesens, Sicherung des geistigen Eigenthumes, Vermenschlichung des Krieges —: sie ist vor Allem und bleibt einstweilen, was sie seit vierhundert Jahren gewesen ist: ein Hort der freieitlichen Entwicklung Europas. Sie ist es kraft ihrer Entstehung

und Zusammenfügung aus kleinen selbständigen Freistaaten, die ohne Rücksicht auf das Ausland und sogar auf einander ihre Sympathien und ihren Schutz dem als gut und richtig Erkannten leihen können. Sie war es zur Zeit der Reformation, der Hugenottenkämpfe und der holländischen und englischen Revolution und neuerdings in der Zeit vor und nach 1848, wo sie als Herz der Revolution bei der ganzen Reaktion verschrien war: in meinen Augen einer ihrer höchsten Ehren- und Existenztitel. Wenn auch kulturfeindliche Bestrebungen der Zeit hin und wieder von Volk und Regierungen gestützt und geschützt worden sind, so haben die schweizerischen Gemeinwesen wiederum nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht, die Freistadt jeder geistigen Bewegung und unter Umständen ihr Versuchsfeld zu sein. Der zürcher Volksaufstand wegen der Berufung von David Friedrich Strauß 1839 oder der Sonderbund von 1847, eben so wie die Einführung der direkten Volksgesetzgebung („Referendum“) in die größeren Kantone seit 1869 oder die wahrhaft fortschrittlichen Bestimmungen, die durch die Bundesverfassung von 1874 und das bernische Kirchengesetz vom selben Jahr für den bürgerlichen Charakter der Ehe und für den Austritt aus der Kirche geschaffen worden sind —: all Das wäre damals in anderen Theilen Europas kaum möglich gewesen; und irgend einmal mußten doch diese Kämpfe ausgefochten, irgendmo einmal diese Neueinrichtungen, die seitdem schon so vielfach vorbildlich gewirkt haben, zuerst durchgeführt oder wenigstens versucht werden. Es mag ja sein, daß bei solchen Neueinrichtungen mancherlei Unklarheit und sogar Gewaltthat mit unterläuft, daß Manches, wie die Gründung einer katholischen Volkskirche durch das erwähnte Kirchengesetz, unglücklich ausfällt, Anderes, wie die Gesetzgebung über Verstaatlichung des Getreidehandels in Zürich in den sechziger Jahren oder die über Trennung von Kirche und Staat in Genf zu verschiedenen Zeiten oder endlich die über eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung und über eidgenössische Unterstützung der Volksschule in unseren Tagen, endgiltig oder vorübergehend an dem Willen oder Unwillen des Volkes scheitert: das Alles mag sein und soll nicht bestritten werden; aber trotzdem dürfen wir fragen: Wo ist das Volk der Welt, das bei solcher Kleinheit und materiellen Beschränktheit eben so viel für geistige Freiheit gethan hat? Und trotzdem dürfen wir von der Schweiz, ähnlich wie Voltaire vom lieben Gott, sagen: Wenn sie nicht wäre, so müßte man sie erfinden!

Und zwar erfinden, wie wir sie schon seit geraumer Zeit erfunden haben: als deutsche und französische und italienische Schweiz, als Vorbild eines republikanischen und geistig höchst leistungsfähigen Staates verschiedener Nationalität für alle Nationen. Denn zu dieser Arbeit an der freiheitlichen Entwicklung Europas haben seit Zwingli, Calvin und Rousseau bis heute deutsche und welsche Schweizer zu gleichen Theilen mitgeholfen; und diese Arbeit konnte so

fruchtbar und einflußreich auch nur gethan werden durch das Zusammen- und Nebeneinanderwirken verschiedener Nationen — Germanen und Romanen — in verbündeten kleinen Staatswesen und einem kleinen Bundesstaat. Die germanischen, die deutschen Schweizer — Dessen dürften sich unsere Welschen hier und da in Ehrerbietung erinnern — haben unser Staatswesen geschaffen und der Welt Jahrhunderte lang bis zur großen Revolution allein die alte germanische Volksherrschaft und die Möglichkeit der alten römischen Republik vorgelebt; die Romanen und romanisirten Germanen sind dazu gekommen und haben mit der deutschen Schweiz zusammen dem alten Europa die Möglichkeit der internationalen demokratischen Republik vorleben geholfen.

Ich sehe darin kein Verdienst, das uns Anspruch auf einen weltgeschichtlichen Platz neben oder gar über anderen großen Völkern gäbe, die etwa das römisch-deutsche Kaiserthum oder die Republik der Freiheit und Gleichheit als Kulturarbeit aufzuweisen haben: unsere Entwicklung zur internationalen Demokratie war, wie jede andere, eine Naturnothwendigkeit; und eine oft harte. Aber es war die Leistung, die uns gemäß war; und sie ist unser Trost, wenn uns gegenüber der Größe, den kolonialisatorischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erfolgen anderer Völker Kleinmuth und Verzagttheit anwandeln will. Die vorbildliche Aufgabe, in der wir stehen, ist immerhin ein Völkerleben werth. Ob sie sich erfüllen wird in einer Fortsetzung des römischen Kaiserreiches deutscher Nation, in einem größeren Reich deutscher Nation mit oder ohne Kaiser, das, wie Gottfried Keller sich dachte, „auch freiere Staatsformen vertrüge“ und das mit den anderen europäischen Nationalstaaten in „ewigem Bund“ stünde, oder in der bisherigen Weise: im Fortbestehen unserer heutigen kleinen deutschen und welschen Staatswesen, denen sich aber ringsum ähnliche, so weit der demokratische und soziale Gedanke der Neuzeit reicht, anschließen und ihnen an der großen Kulturarbeit, die Europas Völker bei sich und in den neuen Erdtheilen zu erfüllen haben, im demokratischen und sozialen Sinn mitzuarbeiten ermöglichen würden? Oder ob wir an unserer Aufgabe als Volk zu Grunde gehen und in einen dieser Aufgabe ungünstigen größeren Staatsverband aufgehen werden? Wir fürchten einstweilen für unseren alten und verdienten Kulturstaat das Schicksal der Burenrepubliken nicht; insbesondere hegen wir vor dem nach ganz anderen Zielen ausblickenden deutschen Imperialismus für den Bestand unserer internationalen Republik viel weniger Besorgnisse, als sie gegenüber dem französischen Imperialismus am Plage gewesen wären, in dessen hinterlassenen Papieren bekanntlich schon eine französische Provinz Waadt zu finden war; ich theile daher auch nicht die nervöse Angst vor einer Zoll- oder Postunion mit dem Deutschen Reich, sofern sie unseren geistigen und geschäftlichen Verkehr fördert. Aber sollte wirklich einmal unsere Fahne der internationalen Demokratie vor den Feldzeichen der großen

nationalen Staaten erliegen und die deutsche Schweiz vorübergehend — nämlich bis zu dem sicheren Umschwung, der jeder nicht auf den Volkswillen gegründeten Gewalt ein Ende machen wird — eine „deutsche Provinz“ in politischer Beziehung werden: sind denn die Provinzen immer die Abhängigen, die Unterworfenen gewesen? Ist nicht Hellas erst als makedonische und römische Provinz die Erzieherin der Welt geworden? Hat nicht die römische Provinz Judaea, die zur Zeit ihrer Selbständigkeit den Römern ein Spott gewesen war, nach ihrem Untergang geistig den Erdkreis erobert? Es giebt Märtyrer ihrer Ideen auch unter den Völkern und Staaten; Spanien hat dem Idol der Glaubenseinheit seine Weltherrschaft und seine nationale Bedeutung geopfert, Frankreich die große Revolution und die daher stammende Ueberschätzung der eigenen „großen“ Nation mit langsamem Niedergang bezahlt. Wenn unserem Volke auch eine Leidenzeit beschicken sein sollte: es dürfte sich sagen, daß sie nicht verloren ist, daß der Same, den es in den Tagen seiner Selbständigkeit ausgestreut hat, früher oder später auf dem neuen, größeren Felde, über das der Sturm ihn hingeweht, seine Früchte tragen werde. Einstweilen aber wollen wir uns noch des sonnigen Tages freuen und ihn nutzen, als freie Provinz germanischen und romanischen Geisteslebens, aber mit den unveräußerlichen Reservatrechten der staatlichen Selbständigkeit und der immer fortschreitenden freiheitlichen Entwicklung.

Bern.

Professor Dr. Ferdinand Better.



Der Bund der Landwirthe.

Seit gemeldet ward, der Freiherr von Wangenheim wolle sich aus der politischen Thätigkeit zurückziehen, beschäftigt sich die Presse wieder einmal sehr lebhaft mit dem Bunde der Landwirthe und seiner voraussichtlichen weiteren Entwicklung. Die dem Bunde fernstehenden Politiker wissen aber noch immer so wenig von unserer Organisation, daß mir eine kurze Aufklärung nöthig scheint.

Die Grundlagen der Organisation des Bundes bilden die in den Wahlkreisverbänden zusammengefaßten lokalen Gruppen. Diese Wahlkreisverbände umfaßt die unter einem gewählten Provinzialvorsitzenden stehende Provinzialabtheilung. Den preussischen Provinzialabtheilungen entsprechen in den nicht-preussischen Theilen des Reiches die Landesabtheilungen mit den an ihrer Spitze stehenden Landesvorsitzenden. Aus den sämtlichen „Provinzial“- oder „Landes“-Vorsitzenden und je einem oder zwei außerdem aus jeder Provinz und jedem Landestheil besonders gewählten „Aussschußmitgliedern“ bildet sich der „Gesammt-Ausschuß“ des Bundes. Dieser zählt also ungefähr 70 aus allen

Theilen des Deutschen Reiches sich rekrutirende Mitglieder; er bildet das die jeweilige politische Tendenz des Bundes entscheidend bestimmende Gremium des Bundes. Dieser Gesamtausschuß tritt, je nach dem Erforderniß der politischen Lage, zwei- bis viermal jährlich in Berlin zusammen: in ihm ist der Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitz durch direkte Abordnung aus allen einzelnen Besitzklassen zu gleichen Theilen vertreten. Der Gesamtausschuß wählt den vierzehngliedrigen Hauptvorstand und den die Geschäfte führenden „Engeren Vorstand“, der aus den beiden Vorsitzenden und dem Direktor besteht. Die Vorsitzenden, jetzt Freiherr von Wangenheim und Dr. Köstke, sind einander koordinirt und wechseln im Vorfig des Engeren Vorstandes und in der Leitung der Hauptvorstands- und Ausschußsitzungen ab.

Die beiden Vorsitzenden und der Direktor, Dr. Diederich Hahn, haben je einen Stellvertreter. Kein den Bund verpflichtender Beschluß verwaltungstechnischer oder politisch-taktischer Art ist denkbar, der nicht durch das Zusammenwirken der drei Mitglieder des „Engeren Vorstandes“ oder, bei ihrer Behinderung, ihrer Stellvertreter entstanden wäre; und wiederum kein nur irgend bedeutsamer politischer Beschluß dieses „Engeren Vorstandes“, der nicht in der Richtung läge, die vorher im Gesamtausschuß für den konkreten Fall von der maßgebenden Meinung des Gesamtbundes empfohlen war.

Schon hieraus wird man erkennen, welchen Werth die Behauptung hat, das Ausscheiden des Freiherrn von Wangenheim erfolge wegen eines Gegensatzes zur Tendenz des Bundes oder anderer Bundesführer. Der Gesamtausschuß ist ja das Organ des Bundes, das die Tendenz ausschlaggebend bestimmt, wobei jedes Ausschußmitglied naturgemäß direkt aus dem politischen Leben des engeren Umgebungskreises seiner Heimath schöpft. Die letzte Ausschußsitzung hatten wir in den ersten Februartagen, kurz vor der Generalversammlung des Bundes; seitdem war also nicht einmal die formelle Möglichkeit gegeben, irgend einen etwa entstandenen Gegensatz zwischen den Tendenzen des Ausschusses und den Ansichten des Freiherrn von Wangenheim überhaupt erkennbar werden zu lassen. Für die damalige Uebereinstimmung der Ansichten dieses Führers und der Bundesglieder hat aber die Generalversammlung wohl öffentlich ein unzweideutiges Zeugniß abgelegt; und ich begehre keine Indiskretion, wenn ich sage, daß die vorangegangene Ausschußsitzung, wie stets, so insbesondere auch im Februar, genau das selbe Bild vollständiger Einmüthigkeit zwischen den Bundesführern und dem Ausschuß zeigte.

Ran könnte nun die ganz konkreten Fragen stellen: Von welcher Art war diese zuletzt vom Gesamtausschuß einmüthig beschlossene und von der dreiköpfigen Bundesleitung bisher befolgte „Tendenz“ des Bundes? Und läßt sich mit Zug annehmen, daß, gegenüber einer unveränderten Tendenz des Bundes, nur der Freiherr von Wangenheim persönlich anderer Ansicht geworden sei und deshalb ausschiede? Ich meine: die bisherige Tendenz des Bundes geht aus den Aeußerungen seiner offiziellen Presse und aus den öffentlichen politischen Handlungen seiner drei leitenden Vorstandsmitglieder ganz klar hervor. Diese Tendenz war darauf gerichtet: den Versuch zu machen, ob es möglich sei, auf dem Wege einer gütlichen Verständigung mit der Regierung die Ziele des Bundes zu erreichen. Das Scheitern dieses Versuches hätte dann die Erfahrungslehre gegeben:

daß der Weg der Verständigung eben ungangbar sei, daß man vielmehr, um das sachliche Ziel zu erreichen, einen anderen Weg gehen und es mit der rück- sichtslosen politischen Machtenfaltung des deutschen Bauernstandes versuchen müsse. Der Beschluß, eine solche „Tendenz“ des Bundes festzuhalten, konnte einstimmig gefaßt und dennoch konnten die Beweggründe bei den einzelnen Mitgliedern so- wohl des Ausschusses als auch des Vorstandes durchaus verschieden sein.

Ich konstruire den Fall: der Freiherr von Wangenheim habe mit einem Theil des Ausschusses durchaus an einen günstigen Erfolg eines solchen Ver- ständigungsversuches geglaubt. Dann ergab sich für diese Politiker von selbst, daß dieser Versuch gemacht werden müsse. Der andere Vorsitzende, Dr. Köfke, und ein anderer Theil des Ausschusses hätten dagegen an einem günstigen direkten Erfolg dieses Versuches von vorn herein gezweifelt. Trotzdem hätten auch diese Politiker allen Anlaß gehabt, dem Versuch zuzustimmen und ihn loyal mit durch- zuführen, — schon, weil eben nur so der überzeugende Beweis für die Richtig- keit ihrer Ansicht zu führen war. Erst dieser Beweis konnte später die Basis geben für die wiederum einmütige Entscheidung des Bundes, ob nun der andere Weg eingeschlagen werden müsse.

Es giebt in der engeren oder weiteren Leitung des Bundes keinen Ein- zigen, für den es nicht ein Axiom wäre, daß jede Machtenfaltung, jede poli- tische Wirkungsmöglichkeit des Bundes überhaupt nur durch die vollkommene Ein- mütigkeit gesichert werden kann. Deshalb darf niemals eine Majorisirung versucht, vielmehr müssen, auch wenn zunächst verschiedene Auffassungen vorliegen, stets überzeugende Gründe für die abweichende Meinung beigebracht werden. Das konnte im vorliegenden Fall entweder für die eine Seite auf positivem Wege geschehen: dadurch, daß der Verständigungsversuch Erfolg hatte; oder für die andere Seite in negativer Form: dadurch, daß diese Taktik sich als ergeb- nißlos erwies. In beiden Fällen blieb die taktische Einmütigkeit des ganzen Ver- bandes, wie im bisherigen Verhalten, so auch für das künftige Vorgehen gesichert.

Wenn also der Freiherr von Wangenheim jetzt zurücktreten will, so läge darin keineswegs der Ausdruck einer etwa entstandenen Gegensätzlichkeit seiner politischen Auffassung zu den Tendenzen der Bundesmehrheit, sondern man könnte daraus nur schließen, er habe sich selbst vollkommen überzeugt, daß auf dem Weg einer Verständigung mit der Regierung heute nichts zu erreichen ist. Er halte darum jetzt den anderen Weg für nothwendig, glaube aber vielleicht, daß er persönlich die hierfür erforderliche Kampfnatur nicht besitze.

In der Auffassung der Tagespresse nimmt man die Absicht des Rück- trittes als Beweis einer Gegensätzlichkeit in den Tendenzen. In Wahrheit be- weist sie nur, daß über die Aussichtslosigkeit jedes Verständigungsversuches jetzt wieder volle Uebereinstimmung im Bunde herrscht und daß daher die Beschreitung des anderen Weges auf allen Seiten für erforderlich erachtet wird.

Daß ein ehrlicher politischer Charakter, der nach zahlreichen Zusicherungen an den Erfolg seiner Verständigungsversuche glauben durfte, sich nun persönlich angewidert fühlt, ist leicht zu begreifen. Trotzdem werden die Bundesmitglieder im Lande die Hoffnung noch lange nicht aufgeben, der Freiherr von Wangenheim werde die Konsequenz seiner geänderten Beurtheilung der politischen Lage nicht durch seinen Rücktritt, sondern nur dadurch ziehen, daß er sich seiner starken

und tapferen Kampfnatur wieder erinnert, die zur Zeit der Gründung des Bundes, im Januar 1893, in seinem berühmten Aufruf so wirksam hervortrat.

Nach einer Zeitungsnachricht soll der Freiherr von Wangenheim die bei seiner jetzigen politischen Thätigkeit unvermeidliche Vernachlässigung seiner wirtschaftlichen Interessen besonders betont haben. Das könne, wurde in der liberalen Presse gesagt, doch nicht mißsprechen, denn die Bundesvorsitzenden würden ja „glänzend honorirt“. Dieser boshafte Unsinn wird nicht zum ersten Mal aufgetischt; deshalb sei hier die Thatsache festgestellt, daß die beiden Vorsitzenden des Bundes ehrenamtlich fungiren und daß die dadurch für sie bedingten wirtschaftlichen Opfer in der That sehr ins Gewicht fallen. Dabei denke ich nicht nur an die durch den fast ununterbrochenen Aufenthalt in Berlin entstehenden direkten Unkosten, die durch ein angemessenes Pauschale nicht gedeckt werden, sondern auch an die mit der Entfernung von der heimischen Wirthschaft zusammenhängenden wesentlich erhöhten Kosten der Güterverwaltung und an die trotzdem nicht vermeidbaren Einbußen in der Wirthschaft. Daß der Freiherr von Wangenheim nicht geneigt und nicht in der Lage ist, diese Opfer dauernd zu bringen, hat er auch früher schon wiederholt betont. Begreiflich wäre, wenn nun diese wirtschaftlichen Erwägungen um so stärker wirkten, je mehr sich herausstellte, daß der ihm persönlich vielleicht sympathischere Weg einer Verständigung erfolglos bleiben werde. Sollte er, gegen den Wunsch der Bundesmitglieder, wirklich aus seinem Amt scheiden, dann könnte der für ihn zu wählende Vorsitzende im Verein mit dem ihm beigesetzten Bundesführern gar keine andere „Zuwendung verfolgen“, als Herr von Wangenheim selbst sie künftig verfolgen würde, wenn er bliebe. Diese Gewißheit ist in der Bundesorganisation begründet. Die nothwendige Konsequenz aus der heute für Jeden erkennbaren politischen Lage ist eben: daß, statt der bisher einheitlich im Bunde verfolgten Verständigungstaktik, künftig eben so einheitlich der andere Weg beschritten werden wird.

Edmund Klapper.



Selbstanzeigen.

Einiges über das vornehme England. Karl Haushalter, München.

In Deutschland kennt man die jenseits des Kanals wohnenden Bettern nur wenig; denn trotz den Schnellampferlinien mit anschließenden bequemen D-Zügen und trotz ermäßigtem Fahrpreis gehen von den Deutschen doch meist nur Die nach England, die der Beruf oder das Geschäft dazu zwingt. Und wer als Tourist das Land bereist, sieht die Städte, das Publikum, die Landschaften, aber er sieht nichts vom Engländer selbst, namentlich nicht vom vornehmen Engländer, wie er zu Hause lebt, arbeitet, sein Leben genießt, noch, welche Umgebung ihm behagt; er sieht nicht den Lord mit seinen zahmen und unge-

jähmten Passionen, nicht die Lady in ihrer vielseitigen Thätigkeit, nicht die Kinder beim Lernen und beim Spiel. Zwar trifft man in Deutschland viele ansässige Engländer und Schwärme englischer Touristen; aber die Einen werden bald international; und von den Anderen auf Altengland schließen zu wollen, wäre ein Unrecht, gegen das alle gebildeten Engländer sich verwahren würden. Ein Erzbischof erzählte mir vor Jahren, auf dem Kontinent sei ihm bei der Table d'hôte in einem Hotel ersten Ranges ein ihm gegenüber sitzender Herr aufgefallen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Nach britischer Art grüßte der Bornehmere zuerst; und da His Grace the Lord Primato nicht grüßte, eben weil er sein Gegenüber nicht hinzubringen wußte, so verhielt sich auch das vis-à-vis natürlich passiv. Nach aufgehobener Tafel erbat sich der Erzbischof Auskunft vom Oberkellner. „Captain Smith aus London“, war die Antwort. Smith aus London entspricht etwa unserem Müller oder Schulze aus Berlin; jeder Engländer, der incognito reist, bedient sich beim Einschreiben ins Fremdenbuch gern dieses Pseudonyms. Aber Captain Smith ist weniger unpersönlich und deutet nicht auf den Wunsch, unekannt zu bleiben. Der Erzbischof dachte an alle ihm bekannten Offiziere, aber er entsann sich keines dieses Namens. Plötzlich ging ihm ein Licht auf: Das war ja sein langjähriger Freund, Smith of New Bond Street, sein klerikaler Schuhmacher, der all seine Fußdefekte so sorgsam berücksichtigte und ihm die Schnallenschuhe bequemer und besser machte als irgend einer in ganz Großbritannien und Irland. Und Captain Smith? Wichtig: alle londoner Handwerker sind ja in der Bürgerwehr und berechtigt, an Sonnabenden nachmittags eine Uniform zu tragen und im Hyde-Parl Soldaten zu spielen, berechtigt, je nach Tüchtigkeit, Hauptmann, Major und so weiter zu werden. Mr. Smith hatte sich daher durchaus richtig legitimirt, und wenn er den schönen Hauptmannstitel dem eines Schusters vorzog, so war Das zu begreifen, namentlich auf einer Ferienreise, wo man Ahle und Leisten gern vergißt. . . Das ist ein winziger Zug aus englischem Leben. Ich hoffe, der Leser findet in meinem Buch andere, die ihn den Briten besser erkennen lehren, als er ihn bisher konnte.

Wundts Philosophie und Psychologie. In ihren Grundlehren dargestellt.

Leipzig, J. A. Barth, 1902. Mark 3,20.

Für Alle, die nicht in die Lage kommen, die zahlreichen Schriften Wundts selbst zu studiren, aber doch ein Gesamtbild von dem Schaffen und Denken des berühmten Philosophen gewinnen möchten, und als Vorbereitung hauptsächlich für die Lecture der Werke Wundts ist meine Darstellung hauptsächlich bestimmt. Ich hoffe auch, so manche Mißverständnisse, denen die Philosophie Wundts begegnet ist, beseitigt zu haben. Meinen eigenen Standpunkt, der dem Wundts an mancher Stelle nahekommt, habe ich kürzlich in der Schrift „Nietzsches Erkenntnistheorie und Metaphysik“ (Leipzig, G. Haacke, 1902) gezeugt.

Wien.

Dr. Rudolf Eisler.

Deutsche Alpenzeitung. Illustrirte Halbmonatsschrift. München. Verlag Gustav Lammerer. Preis des sechs Hefte umfassenden Vierteljahres 3 Mark.

Die „Deutsche Alpenzeitung“ hat vor nicht gar langer Zeit erst ihr zweites

Lebensjahr begonnen und heute schon ist sie das größte alpine Fachblatt in deutscher Sprache. Sie beschränkt sich nicht auf die innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gelegenen Hoch- und Mittelgebirge, sondern wird aus den Gebirgen der ganzen Welt Aufsätze bringen. Darstellungen von Fels- und Eistourten, Schilderungen hochalpiner Spaziergänge wechseln ab mit Beschreibungen lohnender Thalwanderungen. Nachrichten über Hochtouristik, Berkehtro- und Unterkunftsweisen fehlen natürlich nicht. Die zahlreichen Kunstblätter, theils Originalzeichnungen, theils Leistungen eigener Photographen, bringen den Charakter der Gebirgslandschaft zum Ausdruck.

München.

Gustav Lammerz.

Bewegung. Grundlage einer Weltanschauung. Dresden, Ringler. 2 Mk.

In diesem Büchlein ziehe ich eine letzte logische Konsequenz und spreche den Gedanken aus, auf den die ganze Entwicklung unserer modernen Weltforschung in Empirie und Dialektik hinziele. Dieser Gedanke wird für Viele zunächst etwas Fremdes haben und Widerspruch hervorrufen, da es sich um die Verlegung des Schwerpunktes unserer gesamten Wirklichkeit-Vorstellungspäre handelt, wodurch sogar der Begriff der „Kraft“ zu einem Realitätswerth zweiten Grades herabsinkt. Ich bringe die neue Lehre mit Absicht vorläufig nur in ganz knapper, skizzenhafter Darstellung, manchmal mit bewusster Vermeidung der philosophischen Jargonterminologie. Um Mißdeutungen vorzubeugen, will ich erwähnen, daß ich in den erkenntnißpsychologischen Abschnitten zum Theil den Spuren Nietzsches gefolgt bin, zum Beispiel da, wo ich dessen Lehre von den „Grundirrethümern“ verwerte. Im Buch selbst habe ich nicht erwähnt, da Nietzsches Theorie von den „Grundirrethümern“ in letzter Instanz selbst nur eine psychologische Umdeutung und Verbesserung der Erkenntnistheorie Kants ist, der uralten Philosophendoktrin von „Schein“ und „Wirklichkeit“. Den Kern meines Buches wird man in meiner neuen Wirklichkeit-Theorie zu finden haben.

Dresden.

Dr. Max Herbst.

Madame Bovary. Roman von Gustave Flaubert. Deutsch von Josef Ettlinger. Zweite Auflage. E. Pierson, Dresden 1902.

Neun Jahre sind verstrichen, seit diese deutsche Ausgabe zum ersten Mal erschien. Leider stand ihre Herstellung damals unter ungünstigen äußeren Zeichen: der Druck wurde lange vor dem Abschluß des Manuskriptes begonnen und sein rasches Fortschreiten nöthigte den Uebersetzer zu übereilter Arbeit. Eitt darunter vielleicht auch nicht die Lesbarkeit des Textes, so doch die Treue am Wortlaut des Originals. Mit einigen tausend Aenderungen geht nun die Uebersetzung zum zweiten Male hinaus. Sie soll einem Werk Verbreitung schaffen, das in der Weltliteratur durch seine historische Bedeutung für die Entwicklung des modernen Romans und durch seinen lebendigen Kunstgehalt sich immer eine einzigartige Stellung bewahren wird.

Dr. Josef Ettlinger.



Der neue Leviathan.

Sich war in einsamer Gegend hinausgepilgert über Land und ging ahnungslos auf der Straße hügelanuf, hügelab, nicht weit von einem Eisenbahndamm, dessen Schienenstränge in der Ferne zusammenzulaufen schienen. Die Sonne stand glänzend am Himmel; eine weiche Frühlingsluft wehte, die Apfelblüthe lächelte weithin ins Land hinein in lieblichem Rosaschimmer und weißem Blättergekräusel, auf den Wiesen regten über dem Grase schon viele Blumen ihre Kelche und Körbchen und Glocken und über den grünwogenden Saatsfeldern weilte hoch oben am Himmel die zwitschernde Lerche. Wonniige Empfindungen zogen mich sanft auf dem Wiesenraime hin; drüben von den junggrünenden Buchenwäldern mit ihren Hainen und blumigen Nistungen kam ein Hauch herüber, als wäre es der Duft aus dem Paradiese selbst. Ja, ich wagte nicht, zu nahe nach dem Rand des Buchengrüns hinüber zu gehen, in einer stillen Frühlingsstunde, ich könnte da wirklich in ein Paradies hineingerathen, mich darinnen verlieren und in süßer, wonniger Verirrung mich niemals wieder herausfinden.

In solcher Stimmung ging ich meines Weges durch die mir wohlbekannte Umgebung, als ich auf einmal mit einem leisen Grausen etwas mir ganz Ungewohntes gewahrte. Die Gegend hat viele hügelartige Landschaften, über denen die Saaten hinzuschweben scheinen, und zwischen zwei solchen Hügeln ist eine Stelle, wo der Eisenbahndamm sich etwas wendet. Sie war mir aus manchen anderen Anzeichen wohlbekannt, mich aber faßte ein sonderbares Gefühl, als ich hier zwischen den Hügeln einen dritten größeren Hügel lang hingelagert zu sehen glaubte, der auf seinem Rücken gezackt wie ein Gebirgskamm war, so daß man den Bahndamm nicht weiter verfolgen konnte, den ich doch früher von meiner Hügelhöhe, auf der ich stand, weithin in eine lachende See-Ebene fortlaufen sah. Nun glaubte ich, zu träumen oder verzaubert zu sein. Der grüne, felsackige Hügelrücken schien lang über dem Eisenbahndamm sich hingelagert zu haben. Da aber, wo der Bahndamm endete, schien in dem Hügelrücken eine gothisch zugespitzte Tunnelöffnung sich aufzureihen, in die also jetzt zweifellos die Eisenbahnzüge hineintrafen mußten. Ich konnte bei der Entfernung, in der ich stand, nicht Alles deutlich um diese Tunnelöffnung erkennen, aber es war mir, als stünde an ihrem Eingang eine Reihe weißer, zugespitzter Pallisaden von beträchtlicher Höhe. Ich gestehe, daß ich von einem heimlichen Grausen erfaßt wurde.

Da hörte ich auf einmal von der Ferne her das rauschende Getöse und Herantrollen eines Eisenbahnzuges. Ich sah auf dem Damm, bei der Entfernung in verkleinertem Maßstabe, die dampfende Maschine herankommen und die schnurrende Reihe der Wagen hinter ihr her kommen. Mehrere Personen des Schnellzuges beugten sich zu den Fenstern heraus, auch eine leere Weinschale und ein zusammengewalltes Papier kamen zu einem Fenster herausgeflogen. Ich sah im Näherkommen die wuchtenden Eisenkolben der Maschine ihre großen Räder im Kreise herumwerfen, den ganzen Zug aber mit rasender Eile auf den Tunnel losfahren, in dem er binnen zwei Minuten verschwinden mußte. Nun glaubte ich, etwas Entsetzliches zu bemerken. Es war mir, als sei die Tunnelöffnung plötzlich weiter aufgerissen und als sähe ich aus ihrer Dunkelheit neue weiße Pallisaden und lange weiße Steinbänke von mächtiger Höhe aufblitzen. Unmöglich, daß

der Zug hier weiter fahren konnte! Eben wollte ich mit lebhaften Rufen und Geberden den Zugführer warnen, als er selbst vor dem neuen Tunnel Sorge zu empfinden schien. Er bremste, die Maschine entließ einen himmelansteigenden weißen Qualm unter ihren Rädern, eine zischende Dampfwolke entfuhr schwarz dem Schlot und hüllte Alles ein und gellendes Pfeifen entfuhr wie schreiend und wieder ruckweise abjehend der Lokomotive. Ich sah, wie Wagenthüren und Fenster im Zuge aufgerissen wurden und Personen ängstlich nach der Maschine spähten, während Andere sich anshiickten, aus den Wagen zu springen. Und dann hörte ich nur noch Etwas wie einen langen Schrei von vielen Menschen, der doch nur wie der verhallende Schrei eines Einzigen klang.

Das Alles war nur das Werk von Sekunden; der Zug hatte zu spät gebremst: er fauste noch die Strecke weiter auf den Tunnel zu. Und in diesem Augenblick war es, als käme in rasender Eile der Tunnel selbst sammt seinen Ballisaden auf den Zug losgefahren. Eine Riesendampfwolke, wie von einer Feuerbrunst, kam aus dem Tunnel herausgefahren, hüllte die ganze Gegend ein und verbarg meinem Auge für eine Weile Alles, was unten vorging.

Dann aber, als ich, ohne mich von der Stelle rühren zu können, einige Zeit hinuntergestarrt hatte, blies die leichte Frühlingsluft den Rauch auseinander, der seitwärts die Hügelhöhe hinaanzog. Ueber mir schmetterte die Verge übermüthig in der blauen Luft, von den Buchenwaldungen kam wieder der paradiesische Hauch herüber und der Duft von blühenden Thordolben hauchte mich an. Unten aber schien der Tunnel verschwunden und der Hügel eine andere, mehr zugespitzte Form angenommen zu haben.

Und jetzt erst, wo sich meine Augen an den Anblick des ungewohnten Bergzuges mit dem zackigen Rücken einer verkleinerten Alpenfette angepaßt hatten, sah ich, daß der untere Theil des vorderen Hügels sich unablässig bewegte, hin und wieder schwankte und in dieser Bewegung völlig dem Untertier eines malmenden Nilpferdes glich. Das hügelige Gebilde schwebte nur wenig in der Luft über dem Eisenbahndamm und zeigte eine Seitenpalte, die ich auf etwa einen viertel bis einen halben Kilometer Länge schätzte. Und in der malmenden Hin- und Herbewegung sah ich, daß fortwährend zerquetschte Eisenräder, die zerfetzten Theile von Dampfesseln, der zusammengekaute Schlot der Maschine aus dem Maulspalt des Ungeheuers herausfleimten und wie Knochenstückchen beim Kauen eines Hundes auf den Bahndamm hinunterfielen.

Ich konnte nicht mehr zweifeln. Der grüne Rücken des langen Berges mit den Feldzacken darauf war nichts Anderes als der Rücken eines krobilartigen Ungeheuers, das auf seinem Rücken einen Kamm trug wie ein vorweltlicher Tazzelwurm. Wie in einer plötzlichen Vision formte sich jetzt vor meinen Augen das ganze ungeheure Gebilde zu einer bestimmten Gestalt. Auf etwa einen halben Kilometer Entfernung, den allein der kurz über der Erde schwebende Kopf darstellte, sah ich die Verjüngung und Verdickung eines kurzen Halses, an den sich der Körper mit einem langen Schwanz angeschlossen, der mehrere Kilometer in die Landschaft hinein dalag wie ein langes Gebirge, nicht höher als die Hügel der Landschaft selbst. Hinter dem Kopfe aber konnte ich noch ganz deutlich ein regelmäßig gestaltetes Riesengebirge erkennen, das an der Seite vom Hügel wie ein mächtiger Erbsturz hinabließ und dann weit hin im Wiesenlande mit einer

grünlichen Decke den Boden verbarg. Es gestaltete sich bald zu der Form einer Art von Eidechsenbein. Die grüne Decke aber waren die riesigen Schwimmhäute zwischen den Krallen, die den Umfang der stärksten Eichen weit übertrafen.

Ich war wie gelähmt, denn ich konnte mich immer noch nicht an den Anblick gewöhnen. Der ganze Rücken des Thieres glich einem Schuppenpanzer, der mit riesigen Felsplatten belegt war, Felsplatten in großen Schuppenformen, die aber nicht von Stein, sondern von Metall schienen; bei näherer Betrachtung wars Metall, das sich mit natürlichem Grünspahn überzogen hatte. In den Ritzen zwischen den Schuppen schienen Haare zu wachsen, sie glichen aber durchaus kleinen Waldbeständen und Thalwiesen, die mit Buschwerk ausgefüllt sind. Der Zackenkamm auf dem Rücken mußte auch aus Granit oder einem noch härteren Gestein bestehen. Da das Ganze ziemlich regunglos und platt auf der Landschaft lag, so war es dem Auge außerordentlich schwer, es von der Landschaft selbst zu unterscheiden. Da aber, wo der Tunnel gewesen war, mußte ich ein thierisches Wesen vor mir haben; denn das Ralmen und Knacken des Untertiefers dauerte fort. Manchmal, wenn ein ganzer Eisenbahnwagen zwischen die Palkisaben und Steinbänke gerieth, für die ich die Zähne gehalten hatte, gab es ein schußartiges Getöse, wie wenn Einer eine Ruß zertrümmt. Dabei sah ich an den Veszen aus den Maulwinkeln einen Blutbach herunterlaufen, was ganz aussah wie ein Waldbach, der zwischen grünen Büschen über Felsen zu Thal geht; nur war dieser Bach roth. So kante es, wie eine Kuh mit dem Kiefer mumpelnd, allmählich den ganzen Eisenbahnzug durch, daß die Wagenplanzen ihm aus den Veszen fielen, die Sitzpolster der Wagen zerrissen und zerkaute, blutig und schleimig im Felde zerstreut lagen. Von den Menschen des Zuges selbst war kaum Etwas zu sehen; höchstens fiel ab und zu in den Raureifen ein zerledertes Damenkorsett, ein zerquetschter Schuh mit Strumpfreifen daran oder ein Ballen blonder langer Kopfschneise und Mädchenzöpfe zwischen den Zähnen heraus. Ich merkte aber, daß durchaus nicht alles Holz und Eisen des Zuges wieder herausgegeben wurde, sondern daß große Massen dieser zerkaute Stoffe in das Innere des Thierleibes gelangen mußten. Das war an den Schlingbewegungen des kurzen Halses zu erkennen.

Da kam es wie eine Traum-Ähnung über mich und ich sagte mir: „Das ist der neue Leviathan, der Kulturleviathan, der ganze Eisenbahnzüge frisst, an den Eisenbahndämmen ihnen auslauert, sie im Fahren wegknüpft und noch unsägliches Unheil über die Menschen und ihre gesammte Kultur bringen wird. Wie soll man sich retten?“

Das landschaftliche Ungethüm laute und malnte wohl noch über eine Stunde fort, ohne daß ich mich zu regen wagte, in der Angst, ich könnte selbst ein Opfer des Zermalmers werden. Nach dieser Zeit aber schien es schlafmüde zu werden; ich sah, daß der Kopftheil regungslos ward und allmählich auf die Erde niedersank, wodurch er wieder einem grünen Hügel glich. Hierbei entdeckte ich zum ersten Mal die Augen des Ungethüms. Sie sahen wie bei Eidechsen und Krokodilen und sahen von Weitem aus wie zwei Leiche, die auf der Hügelhöhe glänzen und von Schilf umgeben sind; es waren wohl die Augenwimpern. Eigentliche Augenlider aber vermehrte ich; so lange das Thier fraß, glänzten die Leiche in einem schimmernden Blauweiß, in dessen Mitte die Pupille sich in

einem tief braunen Abgrund zu verlieren schien. Als es jetzt aber zu schlafen begann, trübte sich der ganze Teichspiegel in ein erschreckendes Grau, so daß es aussah wie das Niesenauge eines staarblinden Pferdes, das tot in die Landschaft hinausstarre und eine Bannwirkung ausübte, wenn man hinsah.

Mit Mühe vermochte ich meine Augen von diesen Teichaugen wegzuwenden und eilte nun, da ich mich sicher glaubte, auf der Straße zur nächsten Station zurück, von wo mich ein Eisenbahnzug zur großen Hauptstadt des Landes brachte. Ich hielt es für meine Pflicht, Jedermann von dem nahenden Unheil zu unterrichten, sofort alle Behörden zu alarmiren und darauf zu dringen, daß schleunigst Schutzmaßregeln zur Abwehr getroffen würden. Ich gerieth in nicht geringe Aufregung, als schon auf der Eisenbahnstation, die doch höchstens eine Stunde von dem neuen Hügelberge entfernt war, Niemand an meine Erzählung glauben wollte. Einige meinten, ich sei ein Spaßvogel; je weiter ich nach der Stadt kam, um so ungläubiger wurde man. Als ich auf dem Vorortbahnhof abstieg und sofort zu dem Bahnhofsvorstand lief mit den Worten: „Mein Herr, ergreifen Sie alle Sicherheitsmaßregeln, der Kulturwurm kommt!“, merkte ich, daß dieser Mann mich für verrückt hielt. Ich begann nun, auf den Asphaltstraßen hinzulaufen und zu schreien: „Rette dich, wer kann! Der neue Leviathan ist in Sicht! Er kann jede Stunde kommen!“

Die Leute sahen einander erstaunt an. Einzelne folgten mir und Viele wollten wissen, was der Kulturwurm sei. Als ich aber eine Beschreibung der neuen ungeheuerlichen Erscheinung gab, sah ich doch, daß Niemand mir glauben wollte. Ich lief endlich ins rothe Polizeigebäude, um beim Präsidenten auf sofortige Abwehrmittel zu dringen und Konfignirung aller Truppen der Stadt zu veranlassen, aber man nahm meine Aussage nicht einmal an. Ich mußte froh sein, daß ich abends noch auf freiem Fuße in meine Wohnung kam, wo ich mich schließlich fragen mußte, ob ich geträumt habe oder wahnsinnig geworden sei.

Am anderen Tage aber, als ich aus einem tiefen Schlaf, der bis nach zehn Uhr gedauert hatte, erwachte, wurde mir von meinen entsehten Hausgenossen gesagt, es sei eine ungeheure Aufregung in der Stadt. In den nördlichen Fabrikvierteln seien ganze Straßen eingestürzt und Etwas wie ein bewegliches Gebirge habe sich in die Stadt hereingeschoben, über dessen Natur man völlig im Unklaren sei, da es wohl fünf bis sechs Kilometer lang sein müsse, wobei man gar nicht wisse, was es bedeute. Ich rief sofort aus: „Der Kulturwurm! Es ist der Kulturwurm! Und Niemand wollte mir glauben!“

Ich machte mich sofort auf den Weg, um das Thier zu sehen, vielleicht seine Eigenart zu studiren und herauszufinden, wie man es töten, unschädlich machen könne. Denn da ich zweifellos es zuerst gesehen, zuerst seine Lebensgewohnheiten beobachtet und mir ein Bild der ganzen Erscheinung gemacht hatte, fühlte ich mich berufen, auch die schwache Seite des Wesens herauszufinden. Als ich nach dem nördlichen Stadttheil kam, sah ich erst wie in einem Traum den ganzen Umfang des Schreckens, den das Unthier anrichtete. Was sind Wolkenbrüche, die Keller und Kellerwölbungen überschwemmen, was sind Blitzschläge und Stadtbände, ja, was sind Erdbeben gegen das fürchtbare Wäthen dieses Kulturwurmes! Er war auf der breitesten Straße der Nordvorstadt hereingetroffen, aber diese Straße war nicht breit genug für seinen Leib und seine

Tagen mit den weiten Schwimmhäuten gewesen. Er hatte rechts und links sämtliche Häuser bei Seite gedrückt und einfach weggeschoben und verdrängt; die Schwimmhäute seiner Vordertage stülpten sich zeltartig über die Giebel und Ecken vierstöckiger Häuser weg, die beim Vorrücken des Leibes oder bei einem Druck der Tage auch dem sicheren Zusammensturz ausgelegt waren. Weithin waren in langen Reihen, wo früher Häuser gestanden hatten, die Trümmer der Gebäude, deren Wände wie Wälder von Kiefernstämmen waren weggeorängt, in einen weißen Schutthaufen verwandelt, aus dem überall die Flammen aufschlugen und unter dem einige tausend Menschen begraben sein mochten. Die höchsten Fabrikessen waren in einander gestürzt, aus den Fabrikräumen schlugen ungeheure Flammensäulen auf, während aus den Strahenschutthaufen einzelne Menschen sich herauswählten, Viele auch zu retten versuchten in dem Chaos von Mauertrümmern, Dachbalken, zerfallenen Möbeln. Ein Aufschrei des Entsetzens folgte jetzt, als die linke Vordertage, die auf dem Dache der nächsten Kirche lag und durch deren Schwimmhäute sich ein Blitzableiter durchgespießt hatte wie eine Stecknadel, mit einem Druck das ganze Kirchenhaus zerquetschte und den hohen Kirchturm zum Einsturz brachte, daß er unter Donnergetöse in einem Wirbel von Staub zusammenfiel. Zugleich hatte die andere Tage das vierstöckige Haus, aus dem die Einwohner sich nicht schnell genug zu retten vermocht hatten, in einen qualmenden Schutthaufen verwandelt, aus dem man nur noch unterdrücktes Schreien vernahm. Dabei bewegte sich der Kopf des Thieres wie der Kopf einer Riesenschilbkröte wie suchend über den Dächern der Stadt auf einen halben Kilometer weit in der Luft umher und nach meinen Erfahrungen mußte dieser Kopf eine Witterung von den Bahnhöfen und anderen eisenhaltigen Bauten haben. Auf einmal aber schob die rechte Tage mit ihren weiten Schwimmhäuten wieder eine lange Häuserreihe um, der ganze Leib wendete sich und man sah draußen hinter der Stadt das Jactengebirge diese Wendung mitmachen, wobei der Schwanz ganze Baumalleen mit Häusern und Vergnügungsgärten mit einem kurzen Schlage umknickte und die Bäume und Hausstrümmen sammt den Menschen weithin über die Felder schleuderte. Der Kopf aber fuhr nach dieser Wendung über die Dächer einer der größten Maschinenfabriken hin, wobei sich der Rachen wieder in gothischer Tunnelform öffnete. Der Kulturwurm begann sich jetzt über die Maschinenfabrik herzumachen. Er strich nur mit einer Tage über den ganzen Flächenraum der Fabrikanlagen hin, wobei er die Dächer von den Häusern streifte, mehrere Fabrikessen umwarf und nun begann, die fertig dastehenden Lokomotiven einzuschlingen und in seinen Zähnen einzunackern, die Dampfhämmer aufzuschlagen, wie ein Karpfen Semmeln schnappt, Eisenplatten einzuschlucken und zu zermalmen. Was irgend von Eisen oder Kupfer war, große Schwungräder der Triebwerke, die noch im Umschwung begriffen waren und Transmissionen bewegten, wurde mit einem gierigen Zuschlagen eingefressen. Zuletzt gerieth der Wurm über die riesigen Schmelzöfen mit den großen Becken, in denen weißglühend das geschmolzene Eisen in einem glühflüssigen Zustande wogt, daß ein Arbeiter, der da hineinstürzt, binnen zwei Minuten spurlos verkohlt und verschwunden ist wie ein Leichnam im Feuerbestattungsofen und daß nur schlechte Blasen von den verzehrten Fremdstoffen im Eisenschlacke bleiben. Ueber diese flüssige Eisenmasse sahen wir in ungeheurer Spannung das Maul des Kultur-

wurms hin und her wittern, bis er auf einmal die ganze Masse ausschürfte wie eine Kuster und die weißglühende Materie, wie ein Hund einen Teller Wasser aufleckt, buchstäblich auftrank und ausschürfte, wobei man ein unheimliches Rauschen und Schlampfen auf weite Entfernung hörte. Ich sagte mir sofort, daß unter diesen Umständen mit den uns gegebenen Kulturmitteln an die Tötung des Ungeheuers nicht zu denken sei, wie ich auch sogleich vermuthete, daß es im tiefsten Erdinnern gelebt haben müsse, um sich da durch Anpassung und natürliche Zuchtwahl zu einer Ernährungsweise zu bilden, die an die feuerflüssigen Massen des Erdinnern, die geschmolzenen Erze als täglichen Trunk gewöhnt war. Der ganze eisenartige Aufbau des Riesengebildes, die Panzerplatten seines Rückens waren augenscheinlich organische Umbildungen und Verarbeitungen der Ernährung, die es in den Tiefen des Erdinnern zu sich genommen hatte.

Meine Mitbürger aber hatte bei diesem Anblick eine plötzliche Panik ergriffen. Man flüchtete in großen Massen in die entfernteren Straßen hinein, um lieber nichts von diesem Wurm zu sehen. Nicht wenig staunte ich, als ich auf den Straßen mehrere Infanterie-Regimenter anrücken sah. Man sagte mir, daß alle Eisenbahnstrecken des Reiches mit Militärszügen besetzt seien, die man gleich nach dem ersten Erscheinen des Ungeheuers in der Nordvorstadt telegraphisch herbeigerufen hatte. Die höchsten Personen waren schon früh auf der Unglücksstätte erschienen; und angesichts der Riesengefahr, die für Alle drohte, hatte man in der Eile beschlossen, die ganze Armee zu mobilisiren. Der General-Feldmarschall, der in China so herrlichen Vorber geerntet, hundert Millionen Chinesen besiegt und getödet und dadurch die Anderen zum Anschluß an die europäische Kultur genöthigt hatte, war erschienen. Man sagte, daß seit seiner Wirksamkeit in China Alles dort von Fabriken, Eisenbahnen, elektrischen Anlagen wimmelte und die Chinesen durch ihre industrielle Emsigkeit Europa überflügelt hätten. Ich sagte mir, daß das Erscheinen des Wurmes mit dieser Aufschwung der industriellen Welt irgendwie zusammenhängen müsse. Chinesen, Amerikaner und Europäer hatten, wie ich vermuthete, so viel Eisen aus der Erde an die Oberfläche geschafft, daß im Innern der Erde diese und andere Metalle selten geworden waren und der Erdwurm einfach aus Nahrungsmangel an die Oberfläche zu kommen genöthigt war. Sehr bedrängigt aber war ich, als ich sah, wie der Feldmarschall eine Menge der schwersten Kruppengeschütze auffahren ließ. Die Armee war so vorzüglich organisiert, daß die auf Eisenbahnen und aus den Kasernen ankommenden Truppenzüge aus Entfernungen von drei bis vier Stunden Schnellzugsfahrt schon in der Mittagszeit eintrafen. Während der Wurm, nachdem er sich ersättigt hatte, in einen Verdauungsschlaf fiel (was man wieder an der Staarblindheit seines Auges erkannte), war allmählich eine ganze Arme um die von ihm verwüstete Stadtfläche aufgestellt und auf erhöhten Stellen in kilometerweiten Entfernungen waren überall Batterien aufgeföhrt, freilich so weit entfernt, daß sie stets flüchten konnten, da der Wurm nicht schnell von Bewegungen war.

Trotzdem ich nun die Gelegenheit suchte, dem Feldmarschall klar zu machen, daß ein strategischer Angriff nach meinen Erfahrungen das Uebel nur verschlimmern werde, wurde doch am Nachmittag der allgemeine Angriff beschlossen. Auf ein gegebenes Signal prasselte rings aus der Umgegend von Straßen, Plätzen, umliegenden Anhöhen her ein Infanteriefeuer los, an dem mindestens hunderttausend

Mann betheiligte waren. Bei dem rauchschwachen Pulver konnte man deutlich die Kugeln in den Panzer des Wurms eindringen sehen, sehr viele sprangen aber auch ab, flogen zurück, prallten zur Seite weg, verwundeten und töteten viele von den Schützen selbst. Da das Infanterief Feuer aber nicht einmal die Wirkung hatte, daß das Thier erwachte, so mußte man es bald aufgeben.

Jetzt aber begann, zum Theil aus stundenweiten Entfernungen, eine Riesentanonade, die aus der Nähe durch die schwersten Riesengeschütze unterstützt wurde. Granaten und Schrapnells, Kanonenkugeln, Geschosse, die die schwersten Panzerplatten durchbohrten, kamen über den Zackenkamm des niederen Bergzuges geflogen, den das Thier darstellte. In den Läften zerplatzten die Granaten, ein Riesengewitter schien sich zu entladen, hunderte von Geschossen schlugen in den Rücken des Thieres ein. Man hatte geglaubt, wenn es gelänge, die Augen zu treffen, würde man vielleicht das Gehirn erreichen können. Eine Reihe von Artilleristen und Ingenieuren hatten genau den Schuß berechnet. Und in der That: man sah, wie mehrere Geschosse mitten auf den Spiegelteich des Auges aufschlugen. Aber nichts drang ein. Nur ergoß sich plötzlich wie ein riesiger Wasserfall über die kleine Seefläche des Auges eine Flüssigkeit, die in Form einer Thräne aus dem Augenwinkel abbrann. Und plötzlich war die Staarblindheit verschwunden, die Seeraugenflächen leuchteten von innen in blinkendem Blau und Braun auf — das Thier war erwacht.

Un nun geschah das Entsetzliche, was ich gefürchtet hatte. Der Wurm erhob seinen Kopf und ließ ihn von Neuem in den Läften wie einen Schildkrötenkopf kreisen. Dabei riß er den Riesentrachen weit auf und schnappte aus der Luft, als wäre es Konfekt, die Granaten weg, ließ sich die Schrapnells und Panzerbrecher in den Rachen fliegen und schluckte Alles hinunter wie ein Walfisch kleine Fische. Eine Weile verhütete dieses Ausschnappen der Granaten das Schlimmste; man merkte: wenn sie im Rachen des Ungethüms platzten, so bedeutete Das für den Panzergaumen des Ungeheuers nicht mehr als das Zerbeißen eines Kirschterns. Plötzlich aber schien es eine Witterung all des Eisens der Kanonen zu bekommen. Der Kopf senkte sich zur Erde und schoß nun in plötzlicher Wuth und Bier zugleich auf die schweren Festungsgeschütze los; haushoch riß es dabei den Rachen auf. Der ganze Rumpf bewegte sich mit, die mächtigen Geschütze wurden spurlos aufgeschluckt, Menschen, Pferde, Wagen, elektrische Straßenbahnwagen, — Alles wurde in einem Gang von den Pallisaden der Zähne ausgegabelt und zwischen den Riefen zermalmt. Man sah Pferde, die mit dem Bauche auf die Pallisadenspitzen der Zähne aufgelpicht waren, im Todeskampf mit den Beinen um sich schlagen, Menschen stürzten in den Schlund wie in einen Krater hinab und wieder fielen im Malmen aus den Vezgen des Wurmes die zerlauten Kaffetenstücke, die Kanonenrohre mit menschlichen Nesten gemischt auf den Boden hinunter. Beim Vordringen des Wurmes war wieder eine ganze Straße eingestürzt, diesmal zum Glück ohne Verlust an Menschenleben, da die Bewohner rechtzeitig die Häuser verlassen hatten. Der ganzen Armee aber hatte sich eine solche Panik bemächtigt, daß ihr Rückzug in eine jähre Flucht ausartete; vor allen Dingen suchte man die Kanonen vor dem eisenfressenden Kulturwurm zu retten, der jetzt fraß, was er konnte. Einige tolle Leute hatten aus Magazinen eine ganze Dynamitniederlage herbeigebracht, die sie in der Barßgegend des

Thiercs hinbreiteten, als es einen Augenblick ruhte. Die Explosion war fürchterlich; der ganze Stadttheil stürzte zusammen, Menschen flogen in Stücken durch die Lüfte, an dem Thier selbst konnte man aber nur ein paar Risse des Panzerleibes entdecken, die für den Koloss nicht mehr bedeuteten als eine Hautschürfung für einen Elefanten.

Am Abend waren die Menschen vollständig hoffnungslos. Eine Sitzung sämtlicher Ingenieure im Reichstagsgebäude mußte noch in der Nacht bekennen, daß es unter diesen Umständen kein Mittel gebe, das Thier zu bekämpfen. Man gestand sich, daß man hilflos jedem seiner Angriffe ausgeliefert sei.

Am anderen Morgen ist das Unthier aber ganz von selbst aus dem Stadtgebiet wieder entwichen. Nur Radfahrer und elektrische Wagen hat es von der Straße der Verwüstung weggeschnappt, die es schuf, und leider fraß es auch mit Vorliebe die aus Bronze gegossenen Reiterstandbilder berühmter Männer. Einen schönen Brunnen, auf dem Neptun mit Nymphen abgebildet war, hat es schonungslos verzehrt und man sah die riesigen Nymphenleiber bald mit zerbitzenen Schenkeln in den Krater seines Rachens verschwinden, denn der Grünspahn dieser Erzgüsse schien eine besondere Nahrung für den Kulturwurm zu sein.

Untermweg hat er dann wieder den Eisenbahnzüge aufgelauert und viele weggeschnappt. So hat er sich bis ans Meer gezogen, in das er sehr bald, wie in ein ihm besonders willkommenes Element, untertauchte. Bald aber kamen fürchterbare Schilderungen von dem Schaden, den er unter den größten Schlachtschiffen, Linien Schiffen und Panzerschiffen anrichtete. Er schwamm ihnen nach, erhob seine Niesenpranken mit den Schwimmhäuten, mit denen er ein ganzes Linien Schiff zudecken konnte, und zerbiß und fraß ganze Flotten. In der Väneburger Halbe fand man einen viele Kilometer langen, kraterähnlichen Erdspalt, der tief in Regionen der Erde hinabführt, wo menschliche Wesen wegen der giftigen Gase und Dünste nicht existiren können. Aus gewissen Spuren hat man geschlossen, daß hier der Wurm aus dem Erdinnern ans Tageslicht gelangt ist.

Was soll ich weiter erzählen? Wie ein Gespenst geht der Kulturwurm auf der ganzen Erde um: bald hört man, er sei in China aufgetaucht, wo er ganze Städte ausgefressen hat, bald melden Schiffer, daß er die größten Panzerschiffe verschlungen hat. Niemand kann sich gegen ihn wehren, hilflos sehen die Menschen ihn kommen, hilflos fahren die Eisenbahnzüge in seinen Rachen, hilflos werden die Luftschiffer mit ihren Luftballons von ihm aus der Luft heruntergeschnappt. Die Welt wäre verloren, wenn er nicht fortwährend wanderte, so daß die Menschen in den Millionenstädten die zerstörten Stadttheile wieder aufbauen, die elektrische Leitung wieder legen, die zerstörten Eisenbahndämme wieder aussichten und die große Angst vor ihm oft Jahre lang vergessen, während er in anderen Welttheilen oder in fernen Meeren haust. Unsäglichen Schaden hat er schon angerichtet. Aber wo er auch erscheinen und ganze Eisenbahnzüge auffressen mag: ahnungslos steigen in seiner Nähe die jubelnden Vögel in den Himmel, die Buchenwälder duften paradiesisch und die Menschen, die ihn nicht sehen, sondern oft von Weitem für eine schöne Gebirgslandschaft halten, wandeln vor den Wäldern in träumerischer Scheu, wie vor einem Eden, in das sie sich verirren und aus dem sie vielleicht nie wieder herausfinden könnten.

Nürnberg, Bochum, Dortmund.

Wie mit Kindern gesegneten Börsenleute, die nach Ablauf der Schulferien aus den Bädern heimkehren, werden wenig Freude an den Blüten haben, die der Mistbaum während ihrer Abwesenheit getrieben hat. Als sie nach Deringdorf, Sahnitz oder in eine andere pflückerichere Gegend fortzogen, sah es auch nicht gerade schön in der Welt aus; aber man redete sich doch ein, der tiefste Punkt der Wirtschaftskrise sei schon überschritten: die Börse, hieß es, sehe, mit ererbtem Prophetenblick, bereits bessere Tage voraus. Die Hoffnung hat wieder einmal getrogen. Die inneren wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands haben sich freilich seitdem nicht geändert. Leider; denn sie sind schlecht, mag auch manches Unternehmen von der Last überflüssigen Materials entlastet und im Stande sein, sich wieder etwas freier zu regen. Der finanzielle Oberbau aber, der über die ungeklärten Massen der Wirtschaft hinragt, verdient nach wie vor recht wenig Vertrauen. „Viel Wechsel giebt und wenig Geld“: so könnte man ein Balladenwort variiren. Die alten Verpflichtungen, die von Termin zu Termin weitergeschoben wurden, sind noch nicht aus der Welt geschafft; Jahre ungestörter Ruhe werden nöthig sein, um nach dieser Richtung wieder normale Zustände herbeizuführen. Wird solche Ruhe uns aber beschieden sein? Da beginnt schon der Zweifel. Wieder sind auf allen Seiten Sturmzeichen sichtbar. Das eben noch so stolz dräuende amerikanische Trustgebäude kracht in den Fugen. Wenn man den — freilich nicht stets unbedingt zuverlässigen — englischen Meldungen glauben darf, ist der Hauptzweck der neusten großen Kapitaltransaktionen der Trusts, den Milliardären ihr Geld zurückzuholen. Die Herren haben von der Ratten-taktik gelernt und möchten das Schiff verlassen, ehe es gesunken ist. Ueber ein Kleines wird das Geschrei der Eintagsjobber und ihrer Presheller verstummt sein, das uns lehren wollte, der wirtschaftlichen Gesetze Kraft sei in Amerika unwirksam^{*)}. Schlägt aber in den Vereinigten Staaten die Konjunktur um, dann werden wir die Folgen stärker fühlen, als Mancher heute noch träumt. In Ziffern ist diese Rückwirkung schwer auszudrücken; wir kennen die amerikanischen Produktivkräfte ja kaum und unsere Schätzungsziffern schweben in der Luft. Sicher ist aber, daß wir uns auf eine tüchtige Waarenkanonade gefaßt machen müssen.

*) Einzelne Leser haben sich darüber beklagt, daß die Prophezeiung eines amerikanischen Krachens sich noch nicht erfüllt und sie, die sich von der Warnung zum Verkauf ihrer Papiere drängen ließen, geschädigt habe. Erstens aber hat Plutus sich nie für einen unfehlbaren Propheten ausgegeben und zweitens hat er nicht behauptet, die Wirtschaftsverhältnisse Nordamerikas — das der Geheimrath Goldberger in der „Woche“ wohl nicht ohne Grund „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ genannt hat — seien an sich ungesund; sonst hätte er nicht so oft von der uns drohenden amerikanischen Gefahr gesprochen. Nur auf die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Zusammenbruchs der heutigen Trustbildungen hat er hingewiesen. Und an diesem Zusammenbruch, dessen Beginn bei der ungeheuren Menge investirten Kapitals freilich nicht auf Tag und Stunde vorausberechnet werden kann, zweifeln in Europa heute nur noch die Leute, die sich selbst oder Andere täuschen wollen.

Und eben so sicher, daß die in Deutschland versuchten schwächlichen Truſtnachahmungen gegen dieses Bombardement ausreichenden Schutz nicht gewähren werden. Doch es ist nicht Jedermanns Sache, über den nächsten Tag hinauszudenken, namentlich nicht Sache der Waise. So lange die Kritik nur mit dem Schreckgespenst der amerikanischen Krisengefahr operirte, wurde sie einfach verhöhnt. „Das Drüben mag mich wenig kümmern“, dachte der Börslerner au coeur léger. Jäh aber packte diese allzu kurzschäftigen Leute die Angst, als sie plötzlich des eigenen Landes Schwäche zu fühlen begannen. Und sie mußten sie fühlen; denn heftige Erdstöße verriethen die unheimliche Erregung in den Tiefen der kapitalistischen Welt. Drei Namen nenn' ich Dir, inhaltsschwer: Nürnberg, Bochum, Dortmund. Von diesen Orten ging das neuste Erdbeben aus.

Zuerst Nürnberg. Der Abschluß der Schudert-Gesellschaft war wirklich eine Enttäuschung. Im vorigen Jahr wurde zwar keine Dividende vertheilt, aber die nach Lantienens lästerne Verwaltung hatte den Aktionären vorgeredet, ein Betrag von rund 6 Millionen stehe zur Verfügung. Zur Verfügung stand er freilich; aber seine Bestimmung war nicht, wie die Aktionäre glaubten, diesmal höheren Dividenden genuß zu gewähren, sondern, 24 Millionen Unterbilanz decken zu helfen; 15 Millionen deckt der Reservefonds; der Rest fließt aus kleineren, unsichtbareren Quellen. 24 Millionen Unterbilanz! Wann ward je solche Summe im Gewinnkonto vorgeführt? Bergab gehts eben doch schneller als bergauf. Die Schudertleute haben ein Kunststück geleistet und in schlechtem Sinn jeden Rekord gebrochen. Der große Verlust wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß in unseren Elektrizitätslabirynthens die Fabrikation längst zur Nebensache, das Finanzgeschäft zur Hauptsache geworden ist. Mehr als irgend eine Bank sind die Elektrizitätsgesellschaften mit Effekten beladen. Wer das Wesen dieses Effektenbestandes richtig würdigen will, muß sich den Zweck und die Ursache der Aufstapelung vor Augen halten. Die großen Aufträge, die jahraus, jahrein in den Geschäftsberichten der Gesellschaften verzeichnet wurden, waren ihnen nicht wie Himmelspenden in den Schoß gefallen. Der wilde Konkurrenzkampf hatte die Direktoren schließlich vor die Nothwendigkeit gestellt, sich gewaltfam Arbeit zu verschaffen. Wenn eine Pferdebahn zu elektrifiziren war, mußte man sämtliche Aktien der Bahn aufkaufen, um des Majoritätsbeschlusses in der Generalversammlung sicher zu sein. Natürlich bekam man die Aktien nicht gerade zu den niedrigsten Kursen; und bis die Elektrifizirung beendet war, waren sie nicht zu verkaufen. Seit dem Beginn des wirtschaftlichen Niederganges gab es überhaupt keine Käufer mehr. Und nun wurden plötzlich all die oft gerühmten Gewinnquellen zu Wüsten, in die das Geld der Gesellschaften sickerte. Daß es zu sichern aufhöben und in so schnellen Fluß kommen würde, hatte man allerdings nicht erwartet. Nach der letzten Schudert-Bilanz war man zwar geneigt, den Gewinnvortrag für verloren zu halten; an einen Verlust von 24 Millionen hat aber Niemand gedacht. Die mit dem Bader-Erbe belastete Verwaltung hat ein Jahre lang hochangesehenes Werk, den Stolz aller Süddeutschen, in den Fundamenten zu zerstören und aus der Reihe der großen Unternehmungen zu streichen verstanden. Man hat gefragt, aus welchen Gründen der mit der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft geplante Pool nicht zu Stande gekommen sei. Die neue nürnbergische Bilanz hat die Frage beantwortet. Auch Rathenaus stolzer Bau ächzt unter der Last

viele, allzu vieler Unternehmungen. Aber Emil Rathenau ist eben, was Wacker nicht war: ein sehr kluger Finanzmann. Er hat große Reserven bereitgestellt und war außerdem nicht so thöricht, wie Wacker, die großen Finanzkräfte wegzüßern, die in Zeiten der Noth die einzigen Retter sein können. Rathenau scheint die Situation der Schudert Gesellschaft durchschaut zu haben. Zu seinem Glück; denn man denke sich, wie es auf die A. E. G. zurückgewirkt hätte, wenn der Bund geschlossen worden und dann die Unterbilanz von 24 Millionen ans Licht gekommen wäre. Aber ist jetzt, so wird wieder gefragt, nach dem Erdbeben nicht der Boden für eine Verständigung zwischen Berlin und Nürnberg geebnet? Auch jetzt noch hat man die Abschreibungen bei Schudert bemängelt. Die A. E. G. ließ erklären, sie seien nun nicht mehr sehr weit von denen entfernt, die sie selbst gefordert habe; auch komme für eine „Interessengemeinschaft“ die Finanzlage nicht so sehr in Betracht, da Bonität und Aktionsfähigkeit ja nicht angezweifelt würden. Diese Kundgebung ist sehr diplomatisch und zeigt auch einen gewissen Takt in der Beurtheilung des schwächeren Kontrahenten. Nach meiner Ansicht ist Schuderts Aktionsfähigkeit aber nicht nur geschwächt, sondern einstweilen wenigstens vernichtet; und auch die Abschreibungen geben zu Bedenken Anlaß. Von den nicht kontrollierbaren Faktoren muß man absehen; was man aber sehen und prüfen kann, läßt ein Gefühl der Bangigkeit aufkommen. Fast das ganze Kapital der Kontinentalen ist im Besitz der nürnbergischen Muttergesellschaft. Die Aktien der Kontinentalen standen mit etwa 62 zu Buch, als der Kurs weit über Pari war. Das galt allgemein als stille Reserve vorzüglichster Art. Zu vorigen Jahr schon war die Reserve verschwunden und jetzt hat man die Aktien mit 50 eingestellt. Das ergibt einen beträchtlichen Verlust. Und schon hat die die Börse die Aktien Tage lang unter 50 notirt. Das eröffnet Aussichten auf neue Verluste. Die niedrige Börsennotiz hat noch einen Nebenjinn. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Aktien fast ausschließlich der Schudert Gesellschaft selbst gehören, daß sie künstlich auf einen hohen Kursstand gebracht worden sind und daß, bei dem eingeschränkten Angebot, ihre ganze Werthbemessung eigentlich rein fiktiv ist. Das weiß der Geheimrath Rathenau wohl besser als irgend ein Anderer. Und ich sehe darin die Erklärung der ganzen Situation.

Die Erschütterungen in Bochum und Dortmund sind nicht ganz so schwer zu nehmen. Der Bochumer Gußstahlverein und das Harpener Bergwerk sind innerlich gut fundirt. Aber die erklärten Dividenden, 7 und 10 Prozent, zeugen doch von wesentlichen Rückgängen. Das ist symptomatisch. Unter Krisen leiden immer zuerst die kleinen Werke; die großen kommen später an die Reihe. Und daß weder Baare noch Käufer von einer bald zu erwartenden besseren Zukunft gesprochen hat, soll man sich recht genau merken. Bochumer notiren noch über 180, Harpener ungefähr 164. Das macht für Bochumer eine Rentabilität von noch nicht 4, für Harpener von noch nicht 6 Prozent. Bewiß: die Aktien von Doesch notiren 140 und Dividende wird da überhaupt nicht vertheilt. Aber solche Kurse sind begreiflich, wenn der Weg auswärts, nicht, wenn er abwärts geht. Die Zeit der Trübsal ist eben nicht vorbei: das Schlimmste kommt erst noch. Wie fernes Grollen unterirdischer Gewalten, das neue Katastrophen ankündigt, klingt es schon wieder aus den Tiefen der sächsischen Finanzwelt zu uns herüber. Und Sachsen ist heutzutage der Wetterwinkel der deutschen Wirtschaft.

Notizbuch.

Am letzten Julitage waren hundert Jahre vergangen, seit Benedikt Waldeck in Münster geboren ward. Er starb 1870; und da wir heute hören, daß ihn das Führlein der überlebenden Liberalen noch immer als großen Politiker preist, als einen Helden, auf den Preußen stolz sein müsse, dürfen wir wohl fragen, was dieser Mann geschaffen, in welche Stelle deutscher Stammesgeschichte er seinen Namen eingekerbt hat. Er war Westfale, wurde Jurist und blieb sein Leben lang gläubiger Katholik. Er wollte die Herrschaftsbezirke der Kirche und des Staates genau abgegrenzt sehen, hatte einen neidenswerthen, in den drei Faktoren der Abstammung, des Bekenntnisses und des Berufes wurzelnden Glauben an die fördernde und hemmende Kraft der Gesetze und hegte die Hoffnung, seiner Fortschrittspartei die Stimmen der Arbeiter sichern zu können, wenn er ihnen politische Freiheit und das Recht zur Koalition gönnte. Von sozialen Pflichten, von dem Dämmern neuer Nothwendigkeiten ahnte er nichts; mit der Gewährung formaler Freiheit, die dem Darbenden doch verdammt wenig nützen, ihn gegen die Uebermacht des Kapitals nur unzulänglich waffnen kann, wäunte er Alles abgethan und lehnte deshalb Vassalle eben so schroff ab wie den Staatssozialisten Wagemer. Diese Begrenztheit ist einem 1802 Geborenen leicht verziehen; immerhin muß sie erwähnt werden: als die erste Ursache des fortzeugenden Flusses der Unfruchtbarkeit, der die Fortschrittspartei schon in der Wiege traf. Politik ist die Kunst, dem Zusammenhaußen einer Menschengemeinschaft das unter örtlich und zeitlich bestimmten Lebensbedingungen erreichbare Behagen zu verbürgen. Waldeck hat nicht erkannt, daß die neue Schichtung des Volkes auch die Erfüllung neuer Pflichten heischte und daß, für Jahrzehnte wenigstens, freilich nur für Jahrzehnte, ein Bündniß der jungen Bourgeoisie mit den Arbeitern möglich war. Er haßte die Privilegirten von gestern — kannte Preußen dabei so schlecht, daß er dem König als die drängendste aller Aufgaben immer wieder den Kampf gegen die Junker empfahl —, liebte aber die nouvelles couches nicht, die dunkle Geburtsstätte wimmelnder Massen, und wurde so der Prototyp des Fortschrittmannes, dem Vassalle den Proletariat mißtrauen lehrte. Er selbst blieb vor dem Daß der erwachenden Klasse bewahrt: ein Fälscherstück, das uns heute noch mehr läppisch als tückisch scheint, brachte ihn, den Obertribunalorath, in Untersuchungshaft; und als er nach siebenmonatiger Einkerkelung freigesprochen wurde, grüßte den Märtyrer die Ehrfurcht aller noch nicht ans Ziel ihrer Klassenselbstsucht gelangten. Auch hatte er in der Nationalversammlung dem Verfassungsausschuß vorgelesen — die papierne Verfassung, die man damals für eine Errungenschaft hielt, wurde die Charte Waldeck genannt —, an dem Beschluß der Steuerverweigerung mitgewirkt und das Ministerium Brandenburg-Rantaußel in einer bewunderten Schrift des Hochverrathes angeklagt. Für solchen Muth wurde er dadurch belohnt, daß sechs preussische Kreise ihn in den Landtag wählten. Den Gruppen, die mit geräuschvoller Betriebsamkeit die Einigung der deutschen Stämme vorzubereiten suchten, blieb er fern. Schlug aber das Hauberwort Freiheit an sein Ohr, dann kam er in Bewegung. Schon in der Nationalversammlung hatte er, am letzten Oktobertage 1848, den nur als Produkt eines Kindergemüthes verständlichen Antrag gestellt: die Regierung möge „zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufbieten.“ Und an ähnlichen Proben rühren-

den Unverständniſſes für politische Möglickeiten und Nöthigungen ließ er ſich auch ſpäter nicht fehlen, als er, von 1860 bis 69, im Abgeordnetenhaus die Fortſchrittspartei führte. In Bismarck ſah er einen mindestens eben ſo unfähigen wie gewiſſenloſen Pfuſcher, dem man nicht früh genug das Handwerk legen könne. Als im Februar 1863 die zwiſchen Rußland und Preußen geſchloſſene Konvention, deren Inhalt im Parlament Niemand kannte, beſprochen wurde, ſagte Waldeck: „Für friſiole Politik, für allerlei Pläne, wie ſie auch heißen mögen, iſt nicht das Blut der preußiſchen Staatsbürger da; es ſoll nicht in die Schanze geſchlagen werden ad libitum des gegenwärtigen Miniſteriums, ad libitum einer Politik, der jede Handhabe fehlt, bei der man gar keine Auflöſung des Räthſels finden kann“; und in der ſelben Rede tobte er gegen „unſere unglückliche Armeeorganisation“, begeisterte ſich für die Polen und fragte, da der König zum Schutz der preußiſchen Grenze gegen den Polenaufſtand die Reſerve eingezogen hatte: „Was heißt Das? Das heißt nichts Anderes als ein System, wie es etwa ein Kurfürſt von Heſſen im vorigen Jahrhundert adaptirte, als er ſeine Landeſtinder nach Amerika verkaufte.“ Vier Wochen ſpäter: „Die Regierung iſt in der auswärtigen Politik eben ſo lahm, eben ſo haltlos wie in der inneren. Wenn wir leider ein Staat ſind, der bei dieſem Miniſterium (Bismarck) auf eine große Politik in Europa ſo wenig wie auf eine klare und wahre und freie und redliche Politik im Innern irgend einen Anſpruch machen kann, ſo laſſen Sie uns doch wenigſtens die Geſetze der Menſchlichkeit und Humanität halten!“ Nach dem Krieg, der Preußen den Beſitz der Herzogthümer Schleſwig, Holſtein und Lauenburg ſicherte: „Wir ſind der Anſicht, daß eine ganz andere Regierung als die gegenwärtige da ſein müßte, um eine auswärtige Politik von einem großen, liberalen, eigentlich preußiſchen Geſichtspunkt aus zu treiben. Eine Regierung, die ſo große Ziele erſtrebt, muß ihrer würdig ſein. Die Vergrößerung können wir uns gefallen laſſen — warum nicht? —, aber daß wir dazu helfen ſollen, kann kein Menſch von uns verlangen.“ Nach 66, als man, ohne ſich lächerlich zu machen, Bismarck nicht mehr als talentloſen Gaukler hinſtellen konnte: „Ich glaube, die ganze Linke dieſes und die große Mehrheit des vorigen Abgeordnetenhauses hat mit ihren Beſchlüſſen über die inneren Angelegenheiten niemals jene großen Pläne — wenn ſie der Herr Miniſterpräſident wirklich ſchon damals gehabt hat, wovon ich übrigens noch nichts bemerkt habe, nämlich, ein ſo großes Preußen, wie es jetzt iſt, und ein einiges Deutſchland mit Parlament und direkten Wahlen herzuſtellen — durchzuführen wollen“. Waldeck ſtimmte gegen die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und erklärte in der ſechſten Sitzung des Reichstages, in einem Parlament, dem keine Diäten gewährt werden, könnten immer nur Vertreter der großagrariſchen und großinduſtriellen Intereſſen herrſchen. Daß er darin geirrt hat, giebt heute jeder nicht völlig Befangene zu: die Bewilligung von Diäten würde das Bild des Reichstages nicht im geringſten Zug ändern. Worin aber hat er nicht geirrt? Bismarck war am Ende doch etwas mehr als ein friſioſer Narr. Ohne Armeeorganisation waren die Kriege gegen Dänemark und Oeſterreich, war also auch die Einigung Deutſchlands nicht möglich; und ohne die nicht ſehr toſtſpieligen Dienſte, die Bismarcks kluge und früh wahre Strategie den Ruſſen gegen Polen geleiſtet hatte, hätten die Franzoſen 1870 ruſſiſche Hilfe gefunden. Was also bleibt als rühmendwerthe Lebensleiſtung Walbeds? Er war ein ehrlicher Mann und ein tüchtiger Arbeiter, der als Katholik und als Parlamentarier von ſeinem Dogma nicht wankte noch wich, und glaubte inbrünſtig an eine Freiheit, die Allen frommt

alle Schäden heilt. Soziale Einsicht fehlte ihm. Die Nothfragen der internationalen Politik behandelte er vom Standpunkte des Obertribunalsrathes, der, ohne die Parteien auch nur anzusehen, aus den Akten entscheidet, wer Recht, wer Unrecht hat. Die Freiheiten, für die er gekämpft, die er mitgestritten hat, stehen, einfältigen Kindern zur Freude, auf dem Papier. Bevor sie erzwungen waren, konnte ein Rath des höchsten preussischen Gerichtes die Regierung mit äußerster Rücksichtslosigkeit beschiden; heute kann es nicht mehr. Das ist die Folge der Kämpfe, auf die Walbeds spärliche Erben so ungemein stolz sind: wir haben in Preußen weniger Freiheit als vor 48, aber einen Haufen bemalter Coulissen, die uns an Feiertagen das berühmte Recht freier Meinungsäußerung, unbeschränkte Selbstverwaltung und andere Herrlichkeiten vor-täuschen. Und das Schlimmste: die politische Unfähigkeit der Walbed, Birkow, Twesten und Genossen, mit denen, weil sie dem Staat die zum unvermeidbaren Kampf nöthige Ausrüstung versagten und die Kalkulatorenpolitik eines Pfennigfuchlers trieben, kein Bund zu schließen war, ist schuld daran, daß eine wichtige, einer gesunden Entwicklung unentbehrliche Etape nie erreicht, die offene Klassenherrschaft der Bourgeoisie nie in ihrem Vermögen und Unvermögen gezeigt wurde. Die ganze Armseligkeit freisinnigen Epigonenthums gehört zu dem thörichten Versuch, den guten, braven Walbed, der kleiner, an intellektueller Kraft ärmer war als Herr Eugen Richter, uns für einen großen Staatsmann auszugeben. Statt ihn zu feiern, sollten die Erben seiner Unfruchtbarkeit ihm fluchen; denn er und die Ideologen seines Schlages haben die preussische Bourgeoisie um den politischen Ertrag redlicher Arbeit gebracht.

Drei Vierteljahre ist's her. Da gingen, am ersten November, morgens um Vier, drei Artillerieoffiziere durch die Straßen von Jasterburg. Auf dem Pflaster fanden sie, in festem Schlaf, Kurt Blaszkowik, Lieutenant und Adjutant im zweiten Bataillon des Infanterieregimentes 147. Sie hoben ihn auf. Der Erwachte überschüttete sie mit grobem Schimpfreden. Trotzdem schleppten sie ihn bis dicht an seine Junggesellenwohnung, weil sie fürchteten, der vom Alkohol Erregte könne Unheil anrichten oder blind ins Verderben rennen. Kaum hatte Blaszkowik die Arme frei, da bedrohte er auch schon zwei der Samariter — die er erkannte und mehrmals laut mit Namen und Titel anredete — mit Schlägen. Einer von ihnen, Oberlieutenant Hildebrandt, hatte ihn aufgefordert, seines Rockes zu denken, und schließlich ungeduldig gerufen: „Mein Gott, benehmen Sie sich doch nicht wie ein Schwein!“ Blaszkowik gab dem mitleidigen Kameraden von der Artillerie eine derbe Ohrfeige und brüllte: „Jai-là! Wie sehe ich jetzt da?“ Der zweite Artillerieoffizier erhielt, als er sich einmischte, einen Faustschlag ins Gesicht. Die Bombenwerfer handelten wie verständige Männer. Sie rächten den Schimpf nicht auf der Stelle, sondern bezwangen sich, setzten sich der Gefahr aus, als allzu sanftmüthig, als „schlappe Passagiere“ ischeel angesehen zu werden, und schonten den trunkenen Wütherich. Nach dem Befehl ihrer Kaste mußten sie ihn zum Zweikampf herausfordern. Weit wies Blaszkowik den Gedanken von sich, ein Abschiedsgesuch einzureichen. Er wollte am nächsten Tage ein wohlhabendes Fräulein heirathen, das dem Lieutenant a. D. nicht beschieden gewesen wäre. Er nahm beide Herausforderungen an, obwohl er mit der Möglichkeit rechnen mußte, zwei Menschen, die ihm nur Gutes erwiesen und für ihr Mißhen Ohrfeigen eingehandelt hatten, zu töden oder zu Krüppeln zu schießen. Er hat auf diesen Ausgang gehofft; denn als Hildebrandts erste Kugel ihn traf, fiel er, eines evangelischen

Pfarrers Sohn, mit dem Ruf: „Verfluchtes Pech!“ Zweikampf mit tödlichem Ausgang: Festungshaft nicht unter zwei Jahren. Es versteht sich, daß die liebe öffentliche Meinung für den edlen Toten Partei nahm und den Namen des Ueberlebenden als den eines blutdürstigen Scheusjals durch den Gassenloth schleifte. Und doch war nur er, als eine tragische Gestalt, menschlichen Mitgeföhls werth. Er hatte gethan, was zuerst die Kameradenpflicht und dann die seine Klasse beherrschende Zwangsvorstellung ihm befohl, und brauchte sich nichts vorzuwerfen, nicht den kleinsten Verstoß gegen Sitte und Sittlichkeit. Dennoch mußte er eines Morgens hinaus, vielleicht dem Tod, vielleicht dem Krüppelstend entgegen. Dennoch hat er einen Menschen getödtet, einem Vater den Sohn, der Braut den Bräutigam entrißen und die sonnige Freiheit der Seele für immer verloren. Sieben Monate hat der Oberlieutenant Hildebrandt in der Festung gefessen. Jetzt hat ihn der Kaiser begnadigt, — und es giebt Menschen, die diesen Gnadenakt tabeln und zetern, das Verbrechen sei noch nicht gesühnt. Diese milden Herzen wissen nicht, wie unsäglich schwer eine so lange Freiheitentziehung zu tragen ist; aber sie sollten wenigstens zugeben, daß man einen entschuldbareren Duellanten auf dem weiten Rund der Erde nicht finden wird. Herr Hildebrandt stand vor der Wahl: Herausforderung oder Verzicht auf einen geliebten Beruf; und er hat seine Gutmüthigkeit theuer genug bezahlt. Ein Offizier vergiebt sich nichts, wenn er die Gnade des Kriegsherrn antastet. Daß der Kaiser sie, ohne populären Stimmungen nachzufragen, in diesem Falle gewährt hat, ist eine gute That, für die alle Kameraden Hildebrandts ihm dankbar sein werden.

Aus der Rheinprovinz wird mir geschrieben:

„Etwa zehn Kilometer nordwestlich von Koblenz, wo die Rheinprovinz dem alten Kaiser Wilhelm ein Reiterstandbild errichtet hat, das trotz seinem gewaltigen Umfang für des Kaisers Paladine keinen Raum hatte, liegt Engers. Historische Erinnerungen knüpfen sich an den Ort. Forscher römisch-germanischer Geschichte verlegen Caesars zweiten Brückenschlag an diese Stelle. Von der letzten kurtreirischen Zeit, in der höfisches Leben hier heimisch war, zeugt das im Rokokostil gebaute Schloß, das jetzt der Kriegsschule als Stätte dient; da soll der junge militärische Nachwuchs zu brauchbaren Offizieren und tüchtigen, aufrechten Männern erzogen werden. Daran schließt sich, auch am Ufer des Rheines, das der Krone Preußens gehörende Gelände der Landbauerschule, die, im Gegensatz zu jener anderen Schule, „säet, was sie nicht ernten wird, und erntet, was sie nicht gesäet hat“. Auf diesem Terrain erhebt sich ein schmuckloser, von Epheu umrankter Thurm, der fast vier Jahrhunderte älter ist als das Schloß. Ein paar gereifte Männer, vielleicht etwas rückständig nach heutigen Begriffen, die das Werden des neuen Deutschen Reiches aber mit Bewußtsein mit erlebt, zum Theil daran mitgearbeitet haben, thaten sich zusammen, um aus ihren geringen Mitteln und den größeren ihrer wohlwollenden und freigiebigigen Gesinnungsgenossen dem „ersten Handlanger“ des alten Kaisers ein einfaches, doch würdiges Erinnerungsmal zu setzen. Der alte Thurm sollte zu einer Widmarsäule ausgebaut werden. In einen Meter hohen Metallbuchstaben sollte der Name des großen Unvergessenen dauernd über den Rhein den Vorbeifahrenden entgegenleuchten und an patriotischen Festtagen sollten die auf den Zinnen zu entzündenden Feuer hoch aufklobernd die Begeisterung für ihn von Neuem entflammen. Freudig und verhältnißmäßig rasch gaben dem Projekt die unteren Verwaltungsbehörden ihre Zustimmung und die oberen,

wenn auch vorsichtig und zögernd nur, thaten ein Gleiches. Doch wem gehört das alte Gemäuer? Der Krone. Der Minister des königlichen Hauses, Kammerherr Wilhelm von Wedel; Excellenz, lehnte die erbetene Genehmigung ab, weil — à tout seigneur tout honneur — ein solches Glückwerk des ersten Kanzlers unwürdig sei. Und wer will nun noch behaupten, die Hofgesellschaft wisse den Fürsten Bismarck nicht nach Verdienst zu ehren? Der Bescheid ist vorhanden; und der römische Rechtsanwalt ist längst tot, der das so schön wie wahre Wort geprägt hat: *Epistola non erubescit.*"

Zwei schlimme Botschaften sind von der Wasserfante gekommen. Bei Hamburg ist ein Dampfer, nach dem Zusammenstoß mit einem Schiff aus der Flotte des Herrn Ballin, gesunken und mehr als hundert Menschen, die von einer Vergnügungsfahrt heimkehrten, sind im Wasser gestorben. Wenn solches Unglück das Ausland trifft, wird von Berlin schnell ein Kondolenztelegramm, manchmal auch eine Sprüde über die Grenze geschickt. Erwidert wird die eiserne Höflichkeit nicht: kein Monarch, Präsident noch Minister, keiner auch von den guten Freunden und getreuen Nachbarn hat den Deutschen Beileid ausgedrückt. Die Kaiserin hat sechshundert Mark geschickt; sonst scheint für die Hinterbliebenen nur Hamburg und Altona gesteuert zu haben. Bald danach ist das Torpedoboot S 42 untergegangen. Es hatte, auf Befehl des Kaisers, englische Privatleute an Bord. Und der Kommandant, der tapfer in den Tod ging, befahl, diese Gäste zuerst zu retten. Sie wurden gerettet; ein Theil der Mannschaft aber verlor dabei das Leben. Die Erfüllung der Wirthspflcht ist in Lebensgefahr besonders läßlich. Aber man darf wohl fragen, warum fremde Privatleute auf Torpedoboote befördert werden; und zweitens, ob irgend ein Gast zärtlichere Sorge für sein Leben fordern kann, als sie den deutschen Männern gewährt wird, die das Gesetz zwingt, auf diesen Fahrzeugen ihrer Wehrpflicht zu genügen, und die oft die einzige Stütze und Hoffnung einer ganzen armen Familie sind.

In dem Handschreiben, das die frohe Botschaft von der Entamung des Herrn von Thielen brachte, hat der König von Preußen dem scheidenden Kanalbureaukraten „insbesondere für die mannhafteste Art“ gedankt, „mit der Sie jeder Zeit meinen Intentionen gefolgt haben“. An dieses fröhliche Ende hat sich fröhlich nun der Anfang der neuen Aera geknüpft. Herr Budde, Thielen's Erbe, hat in Emden zum ersten Male gesprochen. Recht nach der neudeutschen Kunst. Ein Citat aus einer Rede des Kaisers: „Voll Dampf voraus!“ Ein Stammtischsprüchlein: „Da die Taufe so schön ausgefallen ist, muß der Junge gut werden!“ (Es handelte sich um die Beschäftigung oder, wie man heute bei uns mit pastoral gefärbtem Pathos sagt, um die Einweihung neuer Posenanlagen.) Eine ewige Wahrheit: „Wie die Fluth der Ebbe, der Wellenberg dem Wellenthal, der heutige Sonnenschein dem gestrigen Regenhimmel folgt, so wird der wirtschaftliche Aufschwung dem Niedergang folgen.“ (Ein ungemein tröstlicher Vergleich, der obendrein noch auf beiden Seiten hinkt; denn kein Naturgesetz verbürgt das Nahen eines neuen Aufschwunges). Und ein Glaubensbekenntniß: „Was geschehen kann, wird geschehen; dafür bürgt die Direktive Seiner Majestät.“ Herr von Thielen ist den Intentionen Seiner Majestät gefolgt, Herr Budde wird der Direktive Seiner Majestät folgen. Der neue Minister war bisher bekanntlich bei Herrn Isidor Voewe bedienstet. Sein jüngerer Bruder ist Direktor einer

Hypothekendar, sein älterer Bruder als Direktor bei Krupp angestellt. Die drei Herren standen also — und zwei davon stehen noch — im Dienst des Großkapitals. Und wer von Krupp oder Voewe bezahlt wird, hat sich freilich Krupps oder Voewes Intentionen und Direktiven zu fügen. Ein vierter Sohn des Hauses Budde aber ist evangelischer Theologe, Ordentlicher Professor in Marburg und als Ludwig Richter-Kenner geschätzt. Vielleicht fragt der Minister für öffentliche Arbeiten einmal diesen Bruder, ob er, als Forscher, Dozent und Schriftsteller, auch bereit sei, den Intentionen und Direktiven eines Anderen zu folgen. Die Antwort werden wir wohl nicht erfahren. Thut nichts; wir wissen nun ja, wie der Herr, der aus dem Militärverhältniß in den Dienst Voewes trat, das Amt eines Ministers aussieht.

Auch der Kaiser hat in Emden eine Rede gehalten. Darin sind namentlich die Sätze beachtet worden, in denen er die Resignation der Emdener pries: „Emden ist eine blühende Handelsstadt gewesen und hat es erleben müssen, daß der Handel andere Wege ging, andere Bahnen zog und daß ihr blühender Zustand zurückging. Aber niemals hat Emden durch Schreien und Klagen in Bitterkeit den veränderten Zeiten Rechnung getragen, sondern in stillem, innigem Gottvertrauen auf die Zukunft gewartet. Ich möchte diesen Seelenzustand, diese Eigenschaft der Friesen und Emdens nicht besser bezeichnen können als mit dem Wort, das von meinem hochseligen Vater gesagt ist: ‚Sie haben gelernt, zu leiden, ohne zu klagen.‘ Fürwahr ein großes Beispiel, an dem sich viele meiner Landsleute (nach Privatberichten: viele kleine Landwirthe) ein Muster nehmen sollten.“ Die Spitze dieser Worte richtet sich natürlich gegen die Agrarier, denen Bismarck von 1878 an immer wieder zugerufen hat, sie möchten ihr Berufsinteresse öffentlich mit nachdrücklicher Entschiedenheit vertreten. „Denn wer sich grün macht, wird von den Ziegen gefressen. Wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regiren, aber nichts produziren als Gesetze, — und die genügen nicht.“ Auch die Feinde der Agrarier aber sollten, ehe sie sich der Worte des Kaisers freuen, überlegen, ob Resignation im Gebiete der Politik wirklich als eine Tugend anzusehen ist; das deutsche Bürgerthum hat die Folgen solcher tugendhaften Beschränkung ja am eigenen Leibe kennen gelernt. Wenn es genügt, „in stillem, innigem Gottvertrauen auf die Zukunft zu warten“, dann brauchen wir keine Verfassung, keine Theilnahme des Volkes an der Geschäftsführung. Und wenn es in einem Lande erst so weit gekommen ist, daß der König seinen Landsleuten die Weisheit eines Totkranken als Nichtsthun ihres Handelns empfehlen muß, dann braucht man auch für Panzerschiffe, Kanäle und Hafenanlagen kein Geld mehr auszugeben. Warum soll der Staat nicht eben so auf Gott vertrauen wie der Einzelne? Nicht nur den Ansichten und Rathschlägen Bismarcks aber widersprechen die Worte des Kaisers, sondern auch denen des Freiherrn vom Stein, den unsere Liberalen doch zu ihren Hausgöttern rechnen und der gesagt hat: „Ich glaube, daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeiten hindert. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und sich nicht allein auf besoldete Beamte zu verlassen, die sie in ihrer Vormundschaft halten, gewöhnt werden, aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte.“